Zeitschrift: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber: Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band: - (1908)

Artikel: Entwurf eines Geschichtslehrmittels für zürch. Sekundarschulen
Autor: [s.n.]
Kapitel: Leseteil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-819508

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Entwurf eines Geschichtslehrmittels für zürch. Sekundarschulen

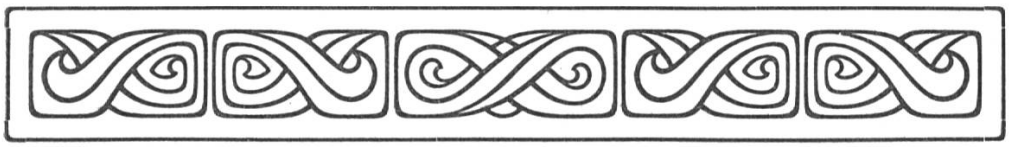
II. Klasse

LESETEIL

(Vorschläge zur Auswahl)

Bearbeitet von:

J. Stelzer, Sekundarlehrer, Meilen
H. Sulzer, „ Zürich III
Dr. H. Gubler, „ „
R. Wirz, „ Winterthur



Bearbeiter: *J. Stelzer*, Meilen.

1. Das Vaterland in Gefahr.

Michel Bastien, ein alter Elsäßer, erzählt seinen Enkeln, was er während des ersten Koalitionskrieges erlebt hat:

So war's geschehen, der Krieg war also erklärt.

Sofort kam eure Großmutter, die damals noch eine junge Frau war, zu mir, gab mir die Hand und während aus ihren großen schwarzen Augen der Mut leuchtete, sagte sie zu mir: Also Michel, jetzt geht's los!

Draußen hörten wir in den Straßen begeisterte Rufe: „Frei leben oder sterben!"

Eine Begeisterung war plötzlich ausgebrochen wie ein Gewitter. Alles umarmte sich; in diesem Augenblicke wurden Arbeiter, Bürger und Bauern zu Brüdern.

Damals war ich noch Schmiedegesell in den Baracken. Unser Dorf war eines der ärmsten, aber jeder Mann war entschlossen, sein Leben dem Vaterland und der Revolution zum Opfer zu bringen. Leider fehlte es in unserer Gegend an Gewehren, die alten, von Grünspan überzogenen Kanonen schliefen auf ihren Lagern; die Kugeln waren zu groß und gingen nicht hinein oder sie waren zu klein und rollten nur so darin herum.

Da kamen wir auf den Gedanken uns mit Picken zu bewaffnen. Das Modell dazu kam aus Paris. Der Schaft von Buchenholz war sieben und einen halben Fuß lang, das Eisen fünfzehn Zoll; die Picke hatte die Form einer Sense, war zweischneidig und trug einen Widerhacken, um die Reiter vom Roß zu reißen. Wir haben wohl tausend bis fünfzehnhundert Stück geschmiedet in zwei Monaten. Man mußte uns sehen, die Ärmel aufgekrempt bis an die Achsel, das Hemd offen, und die rote Mütze auf dem Ohr, wie wir auf der Straße das Eisen schmiedeten. Wenn uns der Schweiß den Rücken hinabrollte und wir fast nicht mehr schnaufen konnten, schrie der Meister: Vorwärts . . . ça ira! ça ira! Und dann sausten die Hämmer wieder!

Da kam eines Morgens ein großer Zettel, der an den Mauern angeschlagen wurde; in großen Buchstaben standen darauf die Worte: „Das Vaterland in Gefahr“. Wir wußten wohl, was diese Worte bedeuteten. Sie wollten uns sagen:

Eure Felder, eure Wiesen, eure Häuser, eure Eltern, eure Dörfer, eure Rechte und Freiheiten, die ihr seither gegenüber den Adeligen und Bischöfen errungen habt, sind in Gefahr. Die Emigranten kommen mit Massen von Preußen und Österreichern, um den Zehnten, die Fronden, die Salzsteuern wieder einzuziehen. Verteidigt euch und haltet fest zusammen.

Und da ertönte in allen Dörfern die Sturmglocke und die Kanonen donnerten Stunde für Stunde. Und die Leute ließen die Sichel auf den Äckern und griffen zu den Waffen. Alle wollten dem bedrängten Vaterlande zu Hülfe eilen. Ihr könnt wohl denken, daß ich nicht dahinten bleiben wollte, eure Großmutter hätte mich ja verachtet.

Am andern Morgen reisten wir ab, es waren unser 130 Freiwillige nur aus den Baracken und den Nachbardörfern. Und als alle versammelt waren, da kam eine Fahne mit der roten wollenen Jakobinermütze, die uns das Sinnbild der Freiheit war und ein Gemeindebeamter rief uns zu: „Freiwillige! schwört, diese Fahne zu verteidigen bis in den Tod, diese Fahne, die für euch Vaterland und Freiheit bedeutet; Freiwillige, schwört ihrs?“ Und alle zusammen antworteten, wie auf einen Donnerschlag: „Wir schwören es!“

Dann wurde der Generalmarsch geschlagen und wir marschierten ab, zu dreien oder vieren, wie sichs gab.

Es war ein heißer Julitag und die Hitze drückend. Ein Gewitter stieg auf. Plötzlich fielen schwere Tropfen, dann setzte ein Platzregen ein mit einem Blitzschlage. Das war nicht angenehm, so auf dem ersten Marsche und das Geplauder verstummte. Plötzlich kam uns ein langer Zug Freiwilliger zu Roß entgegen. Als sie uns erblickten, stimmten sie ein Lied an, das keiner von uns kannte, das man aber bald auf allen Schlachtfeldern hören sollte:

Allons, enfants de la patrie
Le jour de gloire est arrivé.*

— — — — — — —

* Die Marseillaise.

Wie uns dieses Lied packte! Wir waren wie toll und unaufhörlich ertönte der Ruf: „Es lebe das Volk, es lebe Frankreich!“ Dieses Lied war wie ein Aufschrei des Vaterlandes in Gefahr.

Überall, wohin wir kamen, tönten die Sturmglocken und bei jeder Kreuzung des Weges zogen Reihen von Freiwilligen vorbei. Viele arme Burschen unter ihnen gingen barfuß, andere trugen Kleiderpäckchen im Schnupftuch am Stock, aber alle riefen uns fröhlich zu:

„Siegen oder sterben!“

Wir kamen gegen neun Uhr abends in einem Städtchen an, wo schon viele Truppen standen. Diese waren in freudiger Aufregung; denn sie hatten am Morgen schon ihr erstes Gefecht gehabt und die Feinde siegreich zurückgeworfen. Mit besonderer Rührung und Begeisterung erzählten sie die Geschichte eines armen kleinen Trommlers. Der war einer Kundschaftertruppe vorausgegangen. Plötzlich bemerkte er auf der Straße feindliche Husaren. Sofort schlug er auf seiner Trommel den Generalmarsch. Und während die feindlichen Reiter heransprengten, marschierte er unerschrocken vorwärts, immer die Trommel schlagend. Ein Husar hieb ihm im Vorbeireiten die rechte Hand ab, doch der arme Junge trommelte mit der linken Hand weiter, bis ihn die Husaren förmlich niederritten.

So begann für uns der Krieg! Nach Erckmann-Chatrian.

2. Eine Ansprache Napoleons an die italienische Armee.

Nachdem Napoleon den Übergang über den Apennin erzwungen hatte, erließ er folgende Ansprache an seine Soldaten:

Soldaten! Ihr habt in 14 Tagen sechs Siege davongetragen, 21 Fahnen, 53 Kanonen, mehrere Festungen und den schönsten Teil des Piemont erobert; ihr habt 15,000 Gefangene gemacht, 10,000 getötet oder verwundet. Obschon von allem entblößt, habt ihr alles erfüllt; ihr habt die Schlachten gewonnen ohne Kanonen, ohne Brücken Flüsse überschritten, ohne Schuhe Gewaltmärsche gemacht und ohne Brot und Branntwein bei den Wachtfeuern ausgehalten. Nur die Soldaten der Republik und der Freiheit konnten aushalten, was ihr ausgehalten habt.

Soldaten, ich danke euch!

Die Armeen, die euch noch jüngst angegriffen haben, fliehen jetzt vor euch. Aber noch habt ihr nichts getan, noch bleibt viel zu tun; denn noch gehören Turin und Mailand nicht euch. Am Anfang des Feldzuges waret ihr von allem entblößt, jetzt seid ihr aber mit allem reichlich versehen; denn zahlreich sind die Vorratskammern, die ihr den Feinden weggenommen habt. Und nun sind auch noch unsere Belagerungs- und Feldgeschütze angekommen.

Soldaten, das Vaterland erwartet von euch große Dinge. Wollt ihr seine Erwartung rechtfertigen? Ich weiß, ihr brennet darnach, den Ruhm des französischen Volkes in die Ferne zu tragen, die stolzen Könige, die uns in Fesseln schlagen wollen, zu demütigen, Jeder von euch wird einst mit Stolz sagen können, wenn er in sein Heimatdorf zurückkehrt: „Auch ich war bei der italienischen Eroberungsarmee.

Meine Freunde, ich verspreche euch, daß wir dies Land erobern; aber ihr müßt schwören, daß ihr die Völker, die wir befreien wollen, achten, alle Plünderungen unterlassen werdet; denn ohne das wäret ihr nicht ihre Befreier, sondern ihre Plage. Dann würdet ihr nicht der Stolz Frankreichs sein und alle Schlachten und Siege, all euer Mut und das vergossene Blut eurer Kameraden wären umsonst gewesen, Ruhm und Ehre verloren. Ich und eure Offiziere, wir müßten uns schämen, eine ungehorsame, zügellose Armee zu befehlen. Aber ich werde es nicht dulden, daß Räuber unsern Ruhm besudelten; alle Plünderer sollen unbarmherzig erschossen werden.

Völker Italiens! Die französische Armee kommt zu eurer Befreiung, das französische Volk will der Freund aller Völker sein; kommt ihm vertrauensvoll entgegen, euer Eigentum, eure Religion, eure Sitten und Gebräuche sollen geachtet werden. Wir führen den Krieg als hochherzige Feinde; denn er gilt nur den Tyrannen, die euch unterdrücken.

Nach Nouvelle Bibliographie générale.

3. Der Kampf um Stansstad.

Der achte Herbstmonat war angekommen. Schlaftrunken lag die müde Samstagnacht über dem Seegestade. Irrlichtern gleich bewegten sich die Fackeln der Patrouillen längs den

Fußwegen des Ufers. Stumm ragten die Kanonen über die anprallenden Wellen hinaus; noch schlafen sie, aber fest umklammerten sie die tötliche Ladung, bereit, mit dem dämmernden Morgen das Verderben zu entsenden. Der Pechkorb flackerte bei dem Wachtturm von Stansstad, noch um Mitternacht glitt an den Pallisaden ein Floß mit Zimmerleuten dahin, welche noch vorhandene Schäden ausbesserten; die Wellen aber rauschten ihr ewiges Lied.

Mit dem Morgengrauen krachten schon die ersten Kanonenschüsse der französischen Flotte über den See. Eine Kugel schlug in den Glockenstuhl des Kapellenturms ein; sie fuhr zwischen den beiden Glocken hindurch. Die Trommeln rasselten, lärmende Rufe schallten, die Soldaten eilten zu den Sammelplätzen. Das Frührot leuchtete in den Bergen, einen goldenen Herbsttag verkündend. Überall läuteten die Glocken Sturm.

Ein scharfer Knall von der Seeseite machte die kleinen Scheiben der Dorfwohnungen erzittern. „Schaut! Dort kommt's wie ein schwarzer Hutgupf!“ rief ein Schütze. Eine Granate zersprang; Eisenstücke, Mauersteine und Mörtel sprangen mit furchtbarer Gewalt durcheinander. Zundelnazi rief: „Laßt den Zürihund * los!

„'s ist einer getroffen!“

schrie ein Kanonier, welcher mit zwei Kameraden den Munitionswagen herbeischleppte. Taumelnd schwankte in seiner Nähe ein wunder Mann einige Sekunden lang hin und her, dann brach er mit einem wilden Aufschrei zusammen.

„Jesus, Maria! s'ist Felix Vonbüren!“

Wachen und ein paar Soldaten sprangen hinzu, um ihn ins Lazarett zu tragen.

Nun hörte man auch deutlich das rollende Echo des Geschützfeuers, welches über den Mieterschwandenberg ** erdröhnte. Dunkle Streifen, dazwischen das Blitzen der Gewehrläufe und Bajonette ließen dort die Bewegungen der Nidwaldener erkennen.

Plötzlich wimmelte der See von den Flößen und Nauen der Franzosen; der Gewalthaufen versuchte die Landung um jeden Preis zu erzwingen. Sie richteten sich nun gegen Kehr-

---

* Kanone, die im Kappelerkrieg den Zürchern abgenommen wurde.
** gegenüber Alpnach.

siten. Rings um Stansstad tobte der Kampf. Ein Bote kam, fliegendem Atems zu melden, daß die Nidwaldner drüben an der March sich zurückgezogen haben und der Kaplan zu St. Jakob erschlagen sei. Schlag auf Schlag traf gegen Mittag, Unglück über Unglück ein. Die Franzosen hatten Kirsiten genommen. An den Halden und versteckten Pfaden des Bürgenstockes tobte das wilde, blutige Waldgefecht. Aus den Dächern der Bauernhäuser züngelten die Flammen, in den brennenden Ställen brüllte das verlorene Vieh. Arm, bettelarm wurde Kirsiten gebrannt.

An den Abhängen des Stanserhorns, über den kleinen Vorbergen und die Schluchten hinunter ein Rauchen, ein Donnern, ein Geknatter.

Jetzt begann eine zweite französische Flotte gegen die Pallisaden vorzustürmen. Die Pfähle wurden zersägt, zerschlagen und zwischen den Lücken hindurch drängten sich die Schiffe ans Land. In diesem Augenblicke vernagelten die Nidwaldner Kanoniere ihre Geschütze und flüchteten nach dem obern Dorf.

Unter wildem Jubel der Franzosen wurde das Lagerhaus eingerannt, die Branntweinfässer angezapft. Sie entzündeten die Brandfackel; schon lohten die Flammen aus dem kleinen Wirtshaus, aus Engelbergers und Baptist Odermatts Häusern. Ein ruchloser Haufen drang in die kleine Ortskapelle, lüstern nach Kirchenraub. Die Rasenden stürmten hinauf zur Empore, das Feuer unter das Gebälk tragend. Drei von ihnen blieben zurück, als schon der Dachstuhl zu brennen begann; sie suchten noch immer nach heiligen Gefäßen. Da — ein Knall, ein Platzen, und das Blut von drei gräßlich verstümmelten Leibern netzte die Stufen des Altars. Eine von einem französischen Geschütz auf das Kapellendach geschleuderte Granate war dort mit abgeschossener Brandröhre zwischen zwei Dachbalken eingeklemmt, liegen geblieben. Nun hatten die leckenden Flammen auch diese erfaßt und durch das Gewölbe schlagend, wurde sie den Dreien zum Verderben.

Aber das übermenschliche Ringen der Nidwaldner mit den französischen Kolonnen, die zu Berg und See vordrangen, ging einem grausamen Ende entgegen. Über blutende Leichname und über die Trümmer der eingeäscherten Gebäude hinweg wälzten sich die erbitterten Sieger dem alten Flecken Stans zu. Ihnen voran flohen die Landstürmler, Achtzigjährige, beherzte, heldenhafte Frauen, unmündige Knaben.

Auf dem Stanser Dorfplatz hatte ein Schwarm seine Knüttel und Äxte zu einem regellosen Haufen geworfen. Das wirre Gewoge drängte vorwärts zur Flucht. Weithin scholl es: „Flieht, flieht! Die Franzosen sind schon beim Pulverturm.“ An der Kirche vorbei pfiffen vereinzelte feindliche Kugeln und schlugen in die eisernen Grabkreuze ein. Bald umzingelte ein Reitertrupp die Kirche und den Friedhof. Sie töteten mit ihren kurzen Doppelflinten den greisen Priester Lussi und dreizehn Personen, die sich in das Schiff der Kirche geflüchtet hatten. Ein wüstes Schlemmen, Plündern und Morden begann, das nun stundenlang dauerte.

Früh am Morgen hatten die Sturmglocken den „schrecklichen Tag“ eingeläutet; die Abendglocken wurden nicht mehr gerührt, der furchtbare „Überfall“ war zu Ende.

Nach Engelberger: Vor hundert Jahren.

4. Pestalozzi in Stans.

Der Krieg war zu Ende, der „schreckliche“ Tag ging vorüber, aber furchtbar schwer lasteten seine Folgen auf dem armen Land. Die Männer waren erschlagen oder versprengt; die Frauen getötet, die Dörfer in Schutt und Asche. Was sollte aus den armen, verlassenen Waisen werden? Bettelnd und müßiggängerisch strichen sie im Land herum, sie drohten an Leib und Seele zu verderben. Da erbarmte sich ihrer ein fremder Mann. Heinrich Pestalozzi von Zürich kam ungerufen nach Stans und sammelte etwa 80 Kinder in dem ihm von der Regierung angewiesenen Ursulinerkloster, freilich einem ungesunden Orte, und fing an, die verwilderten Kleinen zu Menschen zu bilden.

Aber welche Aufgabe! Er mit einer Haushälterin stand allein und mußte alles tun und sein. Er war vom Morgen bis zum Abend in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus seiner Hand. Jede Hülfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die sie erhielten, ging von ihm aus. Seine Hand lag in ihrer Hand, sein Auge ruhte auf ihrem Auge. Seine Tränen flossen mit den ihrigen und sein Lächeln begleitete das ihrige. Ihre Suppe war die seinige, ihr Trank war der seinige. Waren sie gesund, so befand er sich in ihrer Mitte, waren sie krank, so stand er an ihrer Seite. Er schlief unter seinen Kleinen. Er war am Abend

der Letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der Erste, der aufstand. Er betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen. Daher kam es, daß die Kinder ihn allmählich so lieb gewannen und ihn als ihren Vater betrachteten.

Als der Flecken Altdorf durch Brand zerstört wurde, versammelte Pestalozzi die Kinder um sich her und redete zu ihnen also: „Hört, liebe Kinder! Altdorf ist verbrannt! Ach vielleicht sind in diesem Augenblick hundert Kinder ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung! Wollt ihr nicht etwa zwanzig von diesen obdachlosen Kindern zu euch nehmen?“ „Ach ja, ach mein Gott ja!“ riefen alle und frohlockten vor Freude. „Aber, Kinder“, sagte Pestalozzi dann, „denket dem nach, was ihr wünschet. Wir haben nicht so viel Geld, als wir wollen. Es kann sein, daß wir um dieser armen Kinder willen, nicht mehr bekommen als vorher. Denket, um dieser Kinder willen könnt ihr vielleicht in die Lage kommen, mehr arbeiten zu müssen. Und wenn ihr gar euer Essen mit ihnen teilen müßtet? wie dann? Saget also nicht, daß ihr diese Kinder wünschet, als wenn ihr euch alles das um ihrer Not willen gern und aufrichtig gefallen lassen wollt.“ Pestalozzi sagte das mit aller Stärke, die ihm möglich war, und ließ die Kinder selber wiederholen, was er gesagt hatte, um sicher zu sein, daß sie deutlich verstehen, wohin ihr Wunsch führe. Aber sie blieben standhaft und wiederholten mit kindlicher Freude: „Ja, ja, wenn wir auch weniger zu essen bekommen, mehr arbeiten und unsere Kleider mit ihnen teilen müssen, so freut es uns doch, wenn sie kommen!“

Ein andermal waren einige ausgewanderte Bündner ins Waisenhaus gekommen. Da sie Abschied nehmen wollten, drückten sie Pestalozzi mit einer Träne im Auge einige Taler für die Waisen in die Hand. Aber Pestalozzi ließ sie nicht gehen; er rief den Kindern und sagte: Kinder, diese Männer sind aus ihrer Heimat entflohen und wissen vielleicht morgen nicht, wo sie selber ein Obdach und Auskommen finden, und doch geben sie in ihrer eigenen Not diese Gabe. Kommt, danket ihnen!“ Die Männer wischten sich die Tränen aus den Augen, und die Kinder dankten gerührt. Solche Gefühle suchte Pestalozzi in seinen Kindern zu wecken, um ihr Herz zu reinigen.

So lebte Pestalozzi in Freud und Leid unter den Kindern bis in den Sommer 1799. Da rückten die österreichischen

Heere gegen Unterwalden vor, und das Waisenhaus zu Stans mußte zu einem Lazarette für die kranken und verwundeten Franzosen benutzt werden. Die Kinder zerstreuten sich wie Schafe, die keinen Hirten haben, und Pestalozzi, der erkrankt war, verließ mit Schmerzen Stans und Unterwalden.

Nach Herzog.

5. Zweite Schlacht bei Zürich.

Schon seit vierzehn Tagen hieß es: Bald muß es endlich etwas Neues geben; die Armeen werden nicht ewig so untätig stehen bleiben — alles war voll der größten Erwartung.

Am Mittwoch, morgens um sechs Uhr ungefähr, erwachte ich von einigen Kanonenschüssen, die ziemlich weit von der Limmat herauf tönten. Bald nachher fielen noch mehr. „Sollte es heute schon anfangen?“ Es war ein dicker Nebel, man konnte nichts sehen! Das Feuer ward heftiger und heftiger und fing auch auf der Wollishofer Seite an. Der Nebel verteilte sich ein wenig, man konnte die Russen in den Weinbergen der Enge unterscheiden und an dem Hin- und Herwallen des Rauches den Gang des Waffenglückes beobachten, das immer zweifelhaft war.

Gegen neun Uhr kam Obrist Roll von Höngg herauf und berichtete uns, daß die Franzosen schon früh bei Dietikon über die Limmat marschiert seien, ohne daß es den russischen Vorposten möglich gewesen sei, sie zu hindern, ihre Brücke zu schlagen.

Gegen elf Uhr schaute ich durch das Fernrohr auf der Altane und erkannte auf dem Weg, der vom Kloster Fahr nach Höngg hinauf führt, eine Schwadron französischer Husaren, die zwei Kanonen deckte, welche nach jedem Schuß vorwärts rückten.

Wir schafften unsere besten Sachen ein wenig auf die Seite. Da sahen wir den Feind auf dem Hönggerberg; das Feuer rückte näher, und einzelne Russen postierten sich bald in unsere Wiesen. Jetzt näherte sich das Gewühl immer mehr. Kosaken und andere Reiterei jagten durch unsere Allee, die Russen schossen hinter den Bäumen und Hecken hervor, die Kugeln hagelten von beiden Seiten her; im Hause war nichts mehr sicher, und wir zogen uns in den gewölbten Keller zurück. Da hallte das Geschrei und Schießen noch

schrecklicher herab. Von Zeit zu Zeit schlichen wir uns hinauf und lauschten durch die Ritzen der Fensterladen. Doch niemand von uns durfte lange da oben bleiben; denn die Kugeln prallten überall an.

Es kamen verschiedene Male frische Truppen aus der Stadt; wir hörten das wilde russische Feldgeschrei; aber sie konnten selten weiter vordringen als bis an die Spannweid. Vergebens wurden die Leute zusammengetrommelt, — gegen 4 Uhr lief alles russische Volk durcheinander mit wildem Geheul die Gasse hinab, und gleich hinter ihnen hörten wir das „avancez! avancez!“ der Franzosen und die Trommeln, die zum Sturmschritt schlugen. „Da sind sie!“ hieß es, und jetzt mußten wir hinauf und mußten sie empfangen und willkommen heißen, um nicht mißhandelt zu werden. Ich hatte schon zum voraus Wein genug heraufbringen lassen; sobald zum ersten Mal angeschellt wurde, öffneten wir und boten zu trinken an. Das tat gute Wirkung, und glücklicherweise waren überall Offiziere voraus, welche Ausschreitungen der Soldaten verhüteten. —

Wie es zu dämmern anfing, zogen sich die Franzosen, immer fechtend, wieder etwas zurück, verließen unser Gut, und mit Trommeln und Geheul kündeten sich die Russen wieder an. Nur die einbrechende Nacht machte dem Schießen endlich ein Ende. — Die Franzosen sammelten sich auf dem Höngger- und Wipkinger Berge, wo sie große Feuer anzündeten. Der Letzibach trennte beide Parteien. Alle unsere Läden waren geschlossen, damit kein Licht sichtbar sei und Leute herbeilocke. Dessenungeachtet kamen einige russische Abteilungen, klopften und begehrten zu trinken. Man reichte Wein aus dem Fenster; da Offiziere mit dabei waren, hielten sie sich ordentlich, und nach neun Uhr kamen keine mehr. — Um halb 10 Uhr kam Frau Lofer mit ihrer Tochter und dem Sohn durch den Garten herauf gelaufen; sie schellten an und flehten um Hilfe. Betrunkene Russen waren bei ihnen eingebrochen, zerschlugen und plünderten ihnen alles und wollten sie mißhandeln. Dem Sohn hatten sie die Stiefel von den Beinen genommen. Da niemand ihre Sprache versteht und sich mit diesen wilden Bestien überhaupt nicht reden läßt, so entschlossen sich die geängstigten Leute, bei uns zu bleiben, um wenigstens ihr Leben zu retten.

Draußen war alles stille; nur aus der Ferne hallte das

Geschrei der Franzosen, deren Feuer durch die schwarze Nacht emporloderten, und hin und wieder fiel ein Schuß. Vors Haus durfte sich niemand wagen; denn es schweiften überall Marodeurs durch das Gut. Stürmischer als bei uns auf den Vorposten ging es in der Stadt zu. Es war ein Lärmen und Fahren an einem fort. Die Verwundeten wurden in die Häuser getragen; überall mußten Lebensmittel für die auf allen Straßen versammelten Soldaten herbeigeschleppt werden, und wo es nicht geschah, erfolgten Drohungen und Gewalttätigkeiten.

Der trübe Morgen brach an. Beide Parteien mußten noch müde sein von den Greueln des vorigen Tages; denn es währte ziemlich lang, ehe sie wieder übereinander herfuhren. Nach sieben Uhr geschahen die ersten Schüsse. Die Russen postierten sich auf die Anhöhen und in die Weinberge, und die Franzosen griffen lebhaft an. Der Kampf zog sich bald wieder in unser Gut, und wir mußten im Keller Sicherheit suchen. Da saßen und standen und gingen wir herum, wie Geister in Grabgewölben. Eine heillosere Lage, als die unsere, läßt sich kaum denken. So untätig unter der Erde verschlossen zuwarten müssen, ob die droben einem all sein Eigentum verwüsten, und noch froh sein, mit dem Leben davonzukommen! Unaufhörlich donnerte das Geschütz, und das Geschrei der wilden Russen ward immer gräßlicher. Zuweilen machten einzelne Vorüberstreifende die Läden des Kellers auf und spähten hinab, da sie aber vermutlich in der Dunkelheit nichts von uns erblicken konnten, machten sie wieder zu. Oft hörten wir oben Scheiben klirren und die Erschütterung der anprallenden Kugeln.

Nach und nach fingen einzelne Russen an zu pochen und anzuschellen und begehrten Branntwein. Wir ließen niemand herein und verrammelten die Türe, bis endlich gegen halb zwei Uhr nachmittags ein ganzes Detachement in den Hof hereinstürmte und sogleich die Türe einschlagen wollte. Ich lief mit den beiden Knechten hinauf und öffnete. Der ganze Schwall drängte sich herein, schmiß, statt zu trinken, die Milchkannen um, die man ihnen mit Wein gefüllt darreichte, und forderte ungestüm die Öffnung der Saaltüre. Ich hatte den Schlüssel nicht bei mir und fürchtete, sie würden mir nachfolgen, wenn ich hinaufginge, den Hauptschlüssel zu holen. Ich zuckte die Achseln und wollte ihnen zu verstehen geben,

daß ich nicht aufmachen könne. Da fuhren einige wütend über mich her, setzten die Bajonette auf mich an und hätten mich vielleicht ermordet, wenn ich ihnen nicht gedeutet hätte, sie sollen die Türe einsprengen. Sie machten auch die Nebenzimmer mit Gewalt auf, und erst jetzt sah ich eigentlich, warum es zu tun war, da Offiziere dazu kamen. Sie wollten sich nämlich ins Haus förmlich postieren und aus den Fenstern schießen. Da gab ich alles auf. Ich glaubte, alles der Plünderung preisgegeben und erwartete, daß die Franzosen Granaten hineinwerfen würden, um das Haus anzuzünden, oder, wenn sie weiter vorrücken, uns bestrafen würden, weil aus den Fenstern, freilich, ohne unsere Schuld, geschossen ward. Das alles konnte geschehen. — Ich ließ die Russen hausen und ging wieder in den Keller, meinem Vater zu sagen, was droben vorgehe.

Beinahe eine halbe Stunde dauerte die schreckliche Erwartung, als die beiden Knechte, die sich mit außerordentlichem Mut und seltener Treue für das Haus unter die wütende Menge geworfen hatten, in den Keller herabkamen mit der beruhigenden Nachricht, die Russen seien alle wieder aus dem Hause weg. Sie hatten wenig Schaden angerichtet. Den krystallenen Kronleuchter im Saal hatten sie mit den Gewehren sorgfältig ausgewichen und verschont, so auch die großen Spiegel, in denen sie sich alle, wie Affen, wohlgefällig betrachteten. Von Lampenöl und Essig, den sie auf dem Ofen fanden, hatten sie ein gemischtes Getränk gemacht und sich damit erfrischt. Sie schoßen aus den hintern Fenstern. Zu gutem Glück hatten die Franzosen keine Kanonen in der Nähe, sonst wäre es uns gewiß übel ergangen. Endlich kam ein russischer General, der deutsch sprach, angeritten, ließ die Soldaten alle wieder herausjagen, riet, die Türen zu verrammeln, was auch sogleich geschah, und so waren wir unbegreiflich glücklich davon gekommen. Der General selber wurde wenige Minuten nachher verwundet und gefangen. Jetzt ward der russische Widerstand immer schwächer. Das „avancez!“ der Franzosen schallte wieder vor dem Hause, und diesmal waren sie uns wirklich willkommen; denn die Szenen des Entsetzens mußten doch endlich ein Ende nehmen. Wir öffneten sogleich die Türe und boten ungefragt zu trinken an. Alle Franzosen, die herzuliefen, waren ziemlich ordentlich für Leute, die sich seit zwei Tagen geschlagen und seit

vier Monaten keinen Sold bekommen hatten. Das ist wahr, zu trinken bekamen sie! Nicht in Gläsern, nicht in Flaschen, sondern in großen Zubern und Eimern. Brot gab man ihnen, so lang noch im Haus war, und als man ihnen sagte, es sei alles aufgegessen, weil die Russen schon einen Teil davon aufgezehrt hätten, so gaben sie sich auch wieder zufrieden. Das Treiben dauerte ungefähr anderthalb Stunden; es kamen immer mehr Offiziere und mit ihnen auch mehr Ordnung, bis man zuletzt die Unbescheidensten abweisen und schließlich der ganzen Weinschenke ein Ende machen konnte, die sonst bis Mitternacht gedauert hätte.

Am Morgen erfuhr ich eine Menge Umstände, die uns Belagerten ganz unbekannt geblieben waren. Viele von unsern Bekannten waren tot, verwundet und gefangen. Die Russen begingen überall abscheuliche Grausamkeiten. Sie schenkten fast gar keinem Gefangenen das Leben. Ein Mann aus der Nachbarschaft ward von seiner Wohnung weggeschleppt und beim weißen Haus mit Kolben totgeschlagen. Ein anderer bekam einen Schuß in den Arm, an dem er nachher starb, und auch sein zehnjähriger Knabe war totgeschossen. Im „Weinberg“ plünderten sie alles und der Lehenmann ward auf der Gallerie hinterm Hause tot gefunden.

Um die Mittagsstunde waren die Franzosen in die Stadt eingezogen. Obgleich die französischen Generäle ihren Soldaten die Plünderung nicht gestattet hatten, so wurden doch beinahe in allen Häusern Gewalttätigkeiten verübt, Geld, Lebensmittel und Wäsche — ertrotzt und gestohlen, Türen und Kasten erbrochen und wie in Feindesland gehaust von den Brüdern, von den Freiheitsbringern. Die helvetischen Legionen zeichneten sich bei diesen Gewalttätigkeiten am meisten aus und raubten am unverschämtesten. Lavater, der sanfte, fromme Lavater, der die wilden betrunkenen Leute vom Einbruch in ein benachbartes Haus abhielt und bereits alles Geld, das er bei sich trug, hingegeben hatte, bekam einen Schuß, der ihn tödlich verwundete. Massena selbst und verschiedene Stabsoffiziere ritten durch die Stadt, um die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen, und wo sie Plünderer antrafen, jagten sie dieselben mit Klingenhieben vom Raube weg. Die trunkenen Soldaten wurden erst nach und nach etwas ruhiger, nachdem sich der erste Taumel ein wenig gesetzt hatte.

Erst am Freitag morgen fing ich an, im Gute herumzugehen und den Greuel der Verwüstung zu betrachten. Es sah fürchterlich aus! Das Wohnhaus war auf allen Seiten von großen und kleinen Kugeln beschädigt. Überall waren Scheiben zersplittert, Fensterläden durchlöchert; in den Wänden der Zimmer steckten Flintenkugeln, und viele hundert Ziegel waren zerschlagen und lagen ums Haus herum. Alle Hecken waren zerrissen und umgeworfen, alle Gätter aufgesprengt, alle Pflanzen zertreten, alle Bäume von Kugeln getroffen und verstümmelt. Und — der traurigste Anblick! — in den Wiesen und Reben und in der Allee lagen 13 Tote in ihrem Blute. Die meisten waren Russen, so weit hergekommen, um da ihr elendes Leben zu enden! Alle Bewohner des Ortes trugen die bei ihnen Gefallenen zusammen, und es wurden auf dem „Ried“ verschiedene Gruben gemacht, in denen beinahe 200 Russen, Franzosen und Helveter durcheinander liegen. 53, worunter die unsern waren, sah ich bei der Spannweid begraben. Im ganzen waren mehr als 700 Franzosen und 3000 Russen gefallen.

Vielen unsrer Nachbarn war weit übler mitgespielt worden; einige Häuser waren rein ausgeplündert, andere innerlich beschädigt, überall Elend und Jammer, wo man sich hinwandte. Und auf all diesen Trümmern hausten jetzt noch die wilden Franzosen, begehrten mit allem bedient zu werden, was sie gelüstete, fraßen die wenigen für den Winter noch bei Seite geschafften Lebensmittel den Leuten weg und warfen alles durcheinander, um nach vergrabenen oder sonst verheimlichten Schätzen zu suchen. — Ich habe für die Zukunft diese Tage des Schreckens so umständlich beschrieben: in meinem eignen Gedächtnis wird ihr trauriges Bild nie erlöschen!

David Heß.

6. Wie die Franzosen im Maderanertal plünderten.

Ein alter Senn erzählte folgende Geschichte:

„Meine gute Mutter zog, als die Franzosen auch unser Häuschen rein ausgeplündert hatten, mit mir und meinem kleinen, etwa vierjährigen Schwesterchen in die Alp zum Vater und hoffte, da Schutz zu finden; doch nicht lange, und wir sollten hier Schreckliches erleben! Am 13. Herbstmonat 1799 wars, da erschien ein Trupp Franzosen im Etzlital. Es ist mir, ich sehe sie noch mit ihren blinkenden Bajonetten und

ihren halbzerfetzten roten Mützen, wie sie mit wildem Lärm der Hütte zustürmten.

Meine kleine Schwester und ich schrien beim Anblick dieser rohen Kriegsgesellen, die unsere Mutter und uns daheim schon mißhandelt hatten. Der Vater schickte uns aus der Hütte, damit wir die Knechte herbeiriefen. Inzwischen verlangte die Rotte Speise und Trank. Der Vater beeilte sich, ihnen Milch, Käse und Butter herbeizuholen. Nicht zufrieden mit dem, was er ihnen vorsetzte, erbrachen sie den Speicher, in welchem sämtliche Sommerkäse aufbewahrt waren, zerschnitten dieselben mit ihren Säbeln, spießten sie an ihre Bajonette und warfen die Stücke vor die Hütte unter die Schweine, setzten in frevelhaftem Übermut die schönen grossen Butterstöcke neben das Feuer um den Sennkessel herum, daß sie schmolzen und die flüssige Butter den ganzen Hüttenboden bedeckte, schmierten lachend damit ihre Stiefel ein, wühlten in den vielen vollen Milchmulden und leerten dieselben in die Schweinetröge. Hätte ich nicht alles mit eigenen Augen gesehen, ich würde es nicht glauben, daß Menschen so wie Bestien hausen könnten. Oft habe ich später gedacht, ob vielleicht nicht der eine oder andere dieser Frevler anno 1812 auf den Schneefeldern Rußlands, vor Hunger und Kälte zusammen sinkend, tausend und tausendmal für einige Tropfen Milch und ein Stücklein Käse oder Butter gedankt hätte.

Der ganze Ertrag der Senten an Butter, Käse und Zieger und ein schöner Teil Milch war auf die schändlichste Weise vernichtet, die mühevolle Sommerarbeit umsonst; wer hätte da ruhig Blut bewahren können!

Mit verbissenem Grimme schaute mein Vater, der Zusenn und der Kuhhirt diesem mehr als teuflischen Treiben zu; was hätten sie drei, unbewaffnet, gegen zwanzig solcher Unmenschen auch auszurichten vermögen?

Nachdem dieselben alles zu Grunde gerichtet, packten sie den großen, kupfernen Sennkessel und ein paar fette Käse, die sie für diesen Zweck beiseite gelegt hatten, sowie sämtliche Schweine, zusammen, und brachen endlich auf.

Das war zu viel für meinen Vater und die Knechte. Als daher die Feinde, mit dem Raube beladen, an ziemlich jäher Halde den Fahrweg hinabzogen, wälzten sie ihnen Steine und Holzblöcke nach und hofften damit einige dieser elenden

Wichte zu zermalmen und die übrigen von einem weiteren Besuche abzuschrecken.

Wie die Franzosen sich auf diese Weise verfolgt und in Gefahr sahen, warfen sie alle mitgenommenen Sachen weg. Der schöne, neue Sennkessel rollte den Abhang hinunter dem Tobel zu, wo er jetzt noch liegen wird; denn der Abgrund ist tief. Mein guter Vater war in der Verfolgung der Feinde leider etwas zu hitzig, und statt sich hinter den zahlreich umherliegenden großen Felsblöcken zu bergen, stürmte er den Abhang hinunter, in der Meinung, noch etwas von den geraubten Sachen retten zu können. Dadurch aber machte er es den beiden Knechten unmöglich, weitere Felsblöcke hinabzuwälzen; denn sie hätten ja auch ihn treffen können. Diesen Umstand benutzte einer der Schufte, legte auf ihn an, und im nächsten Augenblicke sank mein armer Vater, von mörderischer Kugel mitten in die Brust getroffen, zusammen. Die Knechte schrien laut auf. Die Mutter, die eben mit dem Schwesterlein aus der Hütte getreten war, sah ihn fallen und stürzte, ungeachtet noch mehrere Schüsse krachten, den Abhang hinunter zu ihm. Ich war allen vorausgeeilt, aber mein lieber Vater konnte kein Wort mehr sprechen, nur mit der Hand deutete er, daß wir fliehen und uns vor den Feinden verbergen sollten. Das war nun freilich nicht mehr nötig; denn die Franzosen eilten so schnell wie möglich abwärts. Hermann Sager, Erinnerungen aus dem Maderanertal.

7. Aus Suworoffs Alpenzug.

Der berühmte russische General war ein kleiner Mann mit magerem, faltigem Angesicht; aber er war von eiserner Zähigkeit und Kraft, fast noch so frisch und feurig wie ein Jüngling, obgleich er schon 70 Jahre zählte. Seinen Soldaten war er ein Abgott; er teilte alle ihre Mühen und Leiden und oft schlief er, wie sie, nur auf einem Strohsack unter wollener Decke und aß dasselbe Mal wie sie.

Am 24. September 1799 rückte er gegen den Gotthard vor, den die Franzosen besetzt hielten.

Das Wetter war feucht und neblig, dichte dunkle Wolken deckten die Abhänge und hüllten die Gipfel der Berge ein. Den Russen erschien das enge „Tal des Zitterns“ mit seinen zerrissenen Felsen und den wild übereinander gestürzten

Steintrümmern als etwas furchtbares. Aber es sollte noch furchtbarer werden. Plötzlich blitzte es in den Nebeln auf, Gewehre knatterten und Kanonen dröhnten. Schauerlich widerhallte das Echo an den felsigen Wänden. Soldaten fielen, schlugen rückwärts über die Hänge und zerschellten Köpfe und Glieder an den Trümmern. Dann donnerten gewaltige Blöcke aus den Nebeln hervor und rissen ganze Reihen zu Boden.

Mit unglaublicher Anstrengung erklommen die Russen die Felsblöcke und suchten die Feinde mit den Bajonetten zu vertreiben. Aber hinter Gräben und Steinblöcken hervor sandten ihnen die Franzosen das blutige Verderben entgegen. Wie eine geheimnisvolle, riesenhafte Erscheinung kam den Russen der im Nebel unsichtbare Feind vor. Ein Schauer überfiel sie in dieser unbekannten schreckhaften Welt. Sie murrten und weigerten sich vorzurücken. Aber die Stimme ihres Generals, dem sie wie einem höheren Wesen gehorchten, überwand ihre Furcht. Selbst die Zagenden und Zögernden warfen sich unter seinen Worten in den Kampf, in dem ganze Kompagnien fielen, von Kugeln und Steinen getroffen. Langsam wichen die Franzosen gegen das Urserntal und auf das linke, nördliche Reußufer hinüber.

Es war Nacht geworden, dichter Nebel hüllte das Tal ein. Die Russen waren so ermüdet, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnten. So schwieg der Kampf.

Während aber Suworoff den Gotthard stürmte, war eine andere Heeresabteilung über den Lukmanier gezogen und von Bünden her in großen Märschen bis Andermatt gekommen. Der französische General befand sich daher in einer sehr gefährlichen Lage. Wenn er von beiden Heeren angegriffen wurde, war er verloren.

Von Hirten erfuhr er nun, daß über den 2100 m hohen Bätzberg ein schmaler, kaum gangbarer Fußsteig ins Göschenertal und von da ins Reußtal führe. Er warf seine Kanonen in die Tiefe des Reußstromes und lange vor Tagesanbruch klomm er unter dem Schutze einer dunkeln Nacht über die furchtbaren Felsen. Am Morgen waren die Russen höchst erstaunt, als die Franzosen, deren Wachtfeuer sie am Abend vorher noch gesehen hatten, ihren Blicken, wie durch einen Zauber entrückt waren. Aber an der Teufelsbrücke ließen diese noch zwei Bataillone zurück, die den Feind beim Übergang über dieselbe aufhalten sollten.

Mit grauendem Morgen zogen die Russen gegen das Urnerloch, das nicht besetzt war. Von da aus führte die Strasse auf einem steilen Abhang zur Teufelsbrücke hinab. Aber die Franzosen hatten den ersten Bogen derselben gesprengt und sich jenseits des Flusses aufgestellt. Von hier aus beschossen sie den auf der Strasse herabkommenden Feind mit einem mörderischen Feuer. Das erste russische Bataillon stürzte sich mutig in den finstern Schlund, aus deren Tiefe ein kalter Schauer drang, der ihre Seele mit der Ahnung eines unbekannten Verderbens erfüllte. Als die Ersten plötzlich an den geöffneten Abgrund kamen und in den Felsentrichter hinabschauten, wo das Wasser wirbelnd von Fels zu Felsen jagt und in fliegendem Gischte aufschäumt, ergriff sie die Verwirrung und viele stürzten hinunter. Und über die Brücke und den Abgrund hinüber flogen die feindlichen Geschoße und richteten ein fürchterliches Blutbad an. Mit dem Tosen der Wasser mischte sich das Knallen der Gewehre, der Donner der Kanonen, das Geschrei der Kriegswut, das Stöhnen der Verwundeten. Aber für die Russen gab es kein Zurückweichen, auf dem engen Weg zwischen dem Felsen und der Tiefe wurden ihre Massen in einander geschoben und zusammengedrängt; um so furchtbarer war die Wirkung des feindlichen Feuers. Da stiegen kühne und beherzte Männer mitten im tödlichen Kugelregen die 15 m hohe Uferwand hinunter und wateten durch die Reuß. Eiskalt war das Wasser, das ihnen bis unter die Arme reichte. Viele rissen die Fluten mit, viele fielen unter den feindlichen Kugeln. Aber immer grösser wurde die Zahl derer, die endlich das feindliche Ufer erreichten; die Franzosen wurden schließlich vertrieben. Die Russen waren Meister der Brücke und stellten den zerstörten Bogen wieder her. Mit ihren Schärpen banden die Offiziere die Balken zusammen; der Marsch konnte weitergesetzt werden.

Nach Wieland und andern.

8. Ein Stücklein und eine Rede von Andreas Hofer.

Als die Tiroler sich zum Aufstand gegen die Baiern und Franzosen rüsteten, wählten sie Andreas Hofer, den Wirt am „Sand“ im Passeiertal, zu ihrem Oberkommandanten. Am 16. Januar 1809 ging er nach Wien, um dort die letzten Verhaltungsvorschriften zu holen. Damit er aber dem fran-

zösischen und bairischen Gesandten nicht auffalle und dadurch den Plan verrate, versteckte man ihn bei einem Büchsenmacher. Dort trafen ihn bei Nachtzeit die Minister und der ehemalige Landrichter von Tirol. Aber Andreas Hofer wußte sich nicht recht in diese Heimlichtuerei zu schicken.

Eines Abends wurde der Landrichter Hormayr zum Minister Stadion gerufen. Als jener ankam, fand er diesen in großer Aufregung; er schnupfte heftig Tabak und ging entrüstet auf und ab und stotterte vor Erregung: „Saubere Geschichten! Sie halten Ihr Wort nicht. Ihr Tiroler sollte ja versteckt bleiben, um mir nicht den Franzosen und den Baier auf den Hals zu hetzen; statt dessen läuft er überall herum.“

„Exzellenz, das ist nicht wahr; kein Tiroler bricht sein Wort“, entgegnete der Landrichter Hormayr.

„Wie können Sie das behaupten, Ihr Bartmann, oder Sandwirt, der Hofer sitzt da drüben im Theater und alle Welt gafft ihn wie ein Meerwunder an.“

Da rennt der Hormayr wie besessen über den Josephsplatz ins Theater hinüber und sieht richtig zu seinem großen Schrecken den Sandwirt im Zuschauerraum sitzen. Er sagt zu dem Theaterdiener:

„Gehen Sie da hinein und sagen Sie dort dem ungarischen Viehhändler mit dem langen Bart, der Landsmann aus Ungarn mit dem Wein und den Pferden sei angekommen und müsse ihn auf der Stelle sprechen!“

Der Theaterdiener kommt zu Andreas Hofer und richtet den Auftrag aus. Der aber schüttelt den Kopf und brummt etwas in seinen Bart, da er von einem Weinhändler nichts weiß, steht aber doch auf und geht langsam und zögernd hinaus. Da trifft er im Gange den Hormayr, der ihn heftig auf die Straße zerrt und ihm draußen zuflüstert: „Aber Anderl, die Tiroler halten sonst Wort und du hast mir in die Hand versprochen, dich verborgen zu halten, und jetzt läufst du in deinem Aufzug und deinem Allerweltsbart ins Theater, wo Dich alles angafft.“

„Ich hab nichts versprochen, als mich niemals nicht bei Tage sehen zu lassen; doch jetzt ist es ja zwischen 4 und 5 Uhr schon stockrabenfinstere Nacht“ meinte Hofer.

„Aber, Anderl, die Leute sollen dich auch bei Nacht nicht sehen!“

„So, so? Ja, ja; aber wo ist denn der Landsmann mit den Pferden und dem Wein?“

„Herrgott, das war ja nur eine Ausrede, um dich schnell aus dem Theater herauszukriegen.“

„So, so? Aber jetzt kann ich doch wieder hineingehen und mich auf meinen Platz setzen; denn ich hab für das ganze Stück bezahlt, hab jetzt schon viel davon versäumt, und wenn ich jetzt tu fortgehen, so werden's mir bei der Kaß keinen Heller mehr von meinem Geldl herausgeben wöll'n.“

Nach Scherr.

Die Tiroler hatten sich bei Innsbruck versammelt. Da redete sie Andreas Hofer folgendermaßen an:

„Grueß enk Gott, meine lieb'n 'nsbrucker! Weil ös mi zum Oberkommandanten g'wöllt hobt, so bin i halt do; es sein aber a viel andere do, dö koani 'nsbrucker sein. All dö unter meine Waffenbrüder sein wöll'n, dö mueßen für Gott, Koaßer und Vaterland als tapfere, rödle und brave Tiroler streiten, dö meine Waffenbrüeder wern wöll'n: dö aber dös nit tun wöll'n, dö soll'n heim gien. I rot enks (rate euchs) und dö mit mir gien, dö söll'n mi ni verlass'n, i wer enk a nit verlass'n, so wohr i Andre Hofer hoaß. G'sogt hob i enks, g'söchen hobt's mi, b'hied enk Gott.

Richter, Quellenbach.

9. An der Beresina.

Endlich gelangte die gehetzte französische Armee auf ihrer regellosen Flucht an die Beresina. Furchtbar waren die Leiden, die sie seit dem Brande von Moskau erlitten hatte, furchtbarere sollten noch kommen. Hinter ihr folgte in einem kurzen Abstand von zwei Tagemärschen die russische Hauptarmee. Links und rechts streiften zwei kleinere Russenheere, die darnach strebten, den Franzosen zuvorzukommen, sich zu vereinigen und so den geschlagenen Kaiser mit seinem Heere gefangen zu nehmen.

Ungesäumt schritt daher Napoleon zum Bau einer Brücke über den aufgetauten Strom, der mächtige Eisschollen mit sich trug. In einem benachbarten Dorfe riß man die Häuser zusammen, um die nötigen Balken und Bretter zu bekommen. Aber das dringliche Werk ging nur langsam von statten. In

dem eiskalten Wasser hatten die Arbeiter keinen festen Stand, viele wurden von der Wucht der Eisschollen mitgerissen, an den scharfen Ecken und Kanten derselben schlitzten sie sich die Hände blutig. Dennoch harrten sie 15 Stunden lang aus.

Am Ufer stand Napoleon in seinem grauen Mantel, in Pelzmütze und Pelzstiefeln, an einen Haufen Brückenböcke gelehnt. Mit gekreuzten Armen schaute er finster den Arbeiten zu. Stunde um Stunde verrann. Manchmal fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß die Russen kommen könnten, bevor die Brücke vollendet sei. Dann zuckte er wie aus einem Traume auf und trieb die Arbeiter zu noch größerer Eile an. Vielleicht verlebte er hier die qualvollsten Augenblicke seines Lebens. Der Bau dauerte die ganze Nacht durch. Aber nur bei spärlichem Fackelschein konnten die Arbeiten gemacht werden. Bei dem klirrenden Frost schliefen die Soldaten ohne wärmende Feuer auf der nackten Erde; sie waren verboten, damit sie den Feinden die Übergangsstelle nicht verraten.

Am folgenden Tag um ein Uhr waren die letzten Bretter gelegt. Jetzt begann der Übergang. Ein Regiment folgte dem andern. Als sie am Kaiser, dessen Augen jetzt vor Freude strahlten, vorüber marschierten, begrüßten sie ihn mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser.“ So ging es bis abends vier Uhr. Die Nacht sank wieder auf die frostklingende Erde; am Himmel glitzerten unzählige Sterne. Wie ein unheimlicher Gespensterzug bewegten sich die Soldaten in ihren zerfetzten Hosen und zerrissenen Röcken in ununterbrochener Reihe hinüber. In Ungeduld zog der Kaiser die Uhr, eben rückten die Zeiger gegen acht. Da ertönt ein Krachen und Tosen und ein furchtbares Jammergeschrei steigt über dem Flusse auf. Unter der Last der schweren Kanonen ist die Brücke zusammengebrochen, in Knäueln stürzen Pferde und Wagen in die Beresina, wo ein wildes Ringen beginnt mit den Eisblöcken und der Menschen und Tiere untereinander. Wiederum mußten die Pontoniere ins Wasser, um die Brücke herzurichten. Dann bewegt sich der Gespensterzug wieder drüber hin. Unheimlich glänzen aus der dunkeln Masse die Gewehrläufe. Schon ist Mitternacht vorbei — noch immer dauert der Zug. Da ertönt noch einmal jenes schreckliche Tosen und Krachen, zum zweiten mal bricht die Brücke. Nach drei Stunden ist sie wieder hergestellt.

Aber noch war erst ein Teil der Armee auf dem jensei-

tigen Ufer angelangt, als plötzlich die Russen in ihrem Rücken erschienen. Ein Korps sollte die grimmigen Feinde noch abhalten. Zwischen diesem und der Brücke befanden sich noch viele tausend Nachzügler: Soldaten, Weiber, Dienstboten, Kinder. Menschen zu Fuß und zu Pferd, Wagen und Karren drängten in dichten Knäueln gegen die Brücke und versperrten in der wilden Verwirrung oftmals den Eingang. In dem dichten Gedränge wurden die Menschen und sogar die Pferde sozusagen fortgetragen, sie hatten gar nicht nötig, die Füße zu bewegen — sie wurden ganz von selbst vorwärts geschoben. Wehe dem Armen, der zufällig zu Boden stürzte, er wurde niedergetreten und erbarmungslos zerstampft. Ein Weib liegt dort auf dem Rücken, das Gesicht nach oben. Die Masse wälzt sich über sie hin. Ein junger Mann tritt auf sie, er spürt einen Augenblick unter seinen Füßen die atmende Brust und hört ihren röchelnden Schmerzensruf. Es durchfriert ihn ein Schauer vom Wirbel bis zur Zehe, aber er kann nicht weg, er muß auf ihr stehen bleiben. Am Eingang der Brücke säbeln die Reiter die Fußgänger nieder, diese stechen mit den Bajonetten die Pferde nieder.

Bei jedem Schritt, den die Menge über die Brücke tut, stürzt jemand von der Brücke; indem er sich an den andern festzuhalten versucht, reißt er einen Haufen von fünf oder sechs andern mit sich. Andere grauenvolle Szenen erfolgen. Dort stößt ein Soldat eine heulende Mutter mit ihrem Kind im Arm ins Wasser, dort schleudert ein anderer einen Knaben im Bogen in den Fluß. Hier ragt ein gewaltiger Kanonier aus der Menge, der mit einem schweren Prügel unbarmherzig auf seine Umgebung losschlägt und sich so Raum schafft.

Und in all diese schauerlichen Szenen hinein prasseln mit höllischem Sausen die russischen Kanonenkugeln und speien Tod und Verderben nach allen Seiten. Eine Granate fällt in einen Pulverwagen; unter Dampf und Blitz und Donner fliegt er in tausend Stücken auseinander: Hunderte werden verstümmelt, zerschmettert, in Fetzen gerissen. Das Bett der Beresina war mit Trümmern und Leichen vollständig bedeckt. Über 30,000 Leichen lasen die Russen zusammen. Noch nach zehn Jahren waren die Spuren des entsetzlichen Unglücks sichtbar. Die eingesunkenen Wagen, Pferde und Menschen konnten an gewissen Stellen selbst von den Wogen der Beresina nicht mehr fortgespült werden; an einem Ort bildeten

sie eine Insel, die den schwarzen Strom in zwei Arme teilte, und unterhalb derselben waren drei moorige Hügel aus zusammengetriebenen Menschenleichen. Noch ragten menschliche Gebeine daraus hervor, aber eine dichte Hülle von Vergißmeinnicht lagerte darüber. Nach Scott, Maag, Scherr u. a.

10. Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher erbrausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner erschallen darein,
Erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,
Das Hurra jauchzt und die Büchse knallt:
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühn, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte.
Da naht es schnell wie Gewitterschein
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?

Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkers Blut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Theodor Körner.

11. Die Schlacht bei Waterloo.

Ein Teilnehmer erzählt seine Erlebnisse:

Wir marschierten bei heftigem Regen gegen Brüssel hin; es schüttete vom Himmel wie mit Gießkannen. Die Wege waren ganz durchweicht und fast unpassierbar. Zudem brach eine stockdunkle Nacht ein, daß viele sich vom Wege verirrten. Manchmal zogen wir über die Felder, wo uns das Getreide oder der Hanf bis zur Brust reichte. Um Mitternacht kamen wir in die Nähe von Waterloo, wo wir trotz des Regens die Biwakfeuer der Engländer wahrnahmen. Hier machten wir Halt. Vor Frost klappernd, legten wir uns wie rechte Zigeuner ins Getreide nieder und stillten unsern Hunger mit einer Rübe oder einer Runkel. Um fünf Uhr morgens weckte uns das Geläute der Glocken in den Dörfern ringsum, die zum Frühgottesdienst riefen. Der Regen hatte aufgehört.

Sofort wurde Generalmarsch geschlagen, die Trompeten bliesen Tagwache, man merkte, daß eine große Schlacht bevorstand. Von uns aus fiel das Gelände sanft ab und ging in eine kleine Ebene über, um jenseits derselben wieder anzusteigen. Auf der Fläche des dort gebildeten Höhenzuges standen die Engländer. Mitten durch ihre Linie zog sich die Strasse, auf der wir gestern angekommen waren; sie wollten sie also verteidigen, um uns den Weg nach Brüssel zu verlegen. Ihre Schlachtlinie stand in einem Hohlweg, der die Strasse kreuzweis schnitt.

Um acht einhalb Uhr mussten wir über das Feld vormarschieren; das Getreide wurde dabei wie gewalzt, nicht

eine Ähre blieb mehr stehen. Wir waren sehr verdrießlich, denn oft sanken wir bis in die Knie ein. Tausend oder zwölfhundert Schritt von den Engländern entfernt, blieben wir stehen. Immerfort rückten neue Regimenter an; es war, als ob die ganze Welt herströme. Soweit das Auge reichte, sah man Helme, Bärenmützen, Säbel, Lanzen und Bajonette. Zwei lange Stunden dauerte der Aufmarsch des ganzen Heeres. Plötzlich erscholl über die weite Ebene hin der donnerähnliche Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Der Ruf wurde immer lauter und zuletzt wieherten selbst die Pferde, als hätten auch sie einstimmen wollen. In diesem Augenblicke sprengte Napoleon mit seinen Generalen an unserer Front vorbei.

Plötzlich dröhnte auf dem linken Flügel Kanonendonner und in der gleichen Sekunde knatterten Rotten- und Bataillonsfeuer. Die Schlacht begann. Sofort hörte man auch durch den gewaltigen Lärm das Geschrei der Verwundeten. Die Pferde wieherten mit durchdringender Stimme, denn diese von Natur wilden Tiere haben Freude am Blutbade. Man konnte sie fast nicht zurückhalten, sie wollten durchaus losjagen.

Plötzlich rief unser Oberst: „In Kolonnen, aufgeschlossen!“ Wir stellten uns dicht hinter einander in einer Front von hundertfünfzig bis 200 Mann. Und schon fielen die feindlichen Geschützkugeln in unsere Reihen, sie rissen manchmal gleich acht Mann auf einen Schuß nieder. Aber trotz dieses Feuers drangen wir die Anhöhe, auf welcher die Engländer standen, hinan; von links und rechts erhielten wir einen schweren Hagel von Gewehrkugeln und Kartätschen ins Gesicht. Da ertönte das Kommando: „Zum Angriff!“ Wir stürzten auf die Batterien und trieben die Engländer auseinander, aber plötzlich erhoben sich aus der Gerste Tausende von Rotröcken, die aus nächster Nähe auf uns schossen und ein großes Blutbad anrichteten. Zugleich sprengten ganze Schwadronen Dragoner heran, die alle, welche etwas weiter vorgerückt waren, unbarmherzig nieder säbelten. Wir wendeten uns zur Flucht, die Dragoner folgten uns. In diesem Augenblick ertönte wieder der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Unsere ganze Kavallerie, mehr als fünftausend Mann, sprengten heran, wie ein Strom geschmolzenen Schneewassers, von dessen Eisschollen die Sonne milliardenfach widerstrahlt. Die Pferde griffen mächtig aus, zerwühlten die Erde, die Trompeten

schmetterten inmitten des dumpfen Kanonendonners. Vor diesem Anprall flüchteten die englischen Kanoniere mit ihren Bespannungen. Ein wildes Getöse, ein endloses Geklirr und Gewieher, Klagegeschrei und Flintenschüsse waren hörbar. Und immer neue Schwadronen ritten mit hochgeschwungenen Säbeln den Abhang hinauf. Bei jedem neuen Angriff glaubte man, daß die Reihen der Rotröcke gesprengt werden müßten. Aber sobald die Trompeten zum Sammeln bliesen und die Schwadronen, von Kartätschenschüssen verfolgt, bunt durcheinander im Galopp zurückkehrten, um sich am Ende der Ebene wieder zu ordnen, sah man die langen roten Linien der Engländer regungslos wie Mauern im Pulverdampf. Bis gegen sechs Uhr abends wiederholten sich diese Angriffe, aber die ermüdeten Pferde vermochten auf dem weichen Boden nicht mehr vorzudringen. Die Nacht nahte und das Schlachtfeld begann sich zu leeren. Nur die alte Garde blieb am Rand der Ebene, das Gewehr im Arm, stehen. Das waren Bauernsöhne aus der Zeit der Republik, die in Deutschland, Holland, Italien, Ägypten, Spanien und Rußland gekämpft hatten und von Napoleon bevorzugt wurden. Wenn die Garde vorging, wußte man, daß die Schlacht gewonnen war. Als nun diese zum Kampfe antrat, fühlte man, daß der Hauptschlag gekommen sei. Auch die Engländer begriffen es und sie zogen ihre Hauptkräfte zusammen.

In unsern Reihen erwachte die Kampflust aufs neue, als diese alten Kämpen vormarschierten, selbst viele Verwundete erhoben sich und stellten sich in Reih uud Glied. Aber sonderbar — die Engländer ließen ihre Geschütze ohne Bemannung. Erst als die Garde am Rand der Hochebene angekommen war, wurde sie von einigen Kanonenschüssen empfangen; dann prasselte das Gewehrfeuer auf sie los; doch unaufhaltsam marschierten die Graubärte durch den Kugelregen. Aber ihre Reihen wurden zusehends kleiner, immer entsetzlicher wüteten die feindlichen Geschosse und die Garde machte Halt. Mit einemal erhob sich jetzt die ganze feindliche Masse und stürzte rechts und links auf sie los. Langsam zogen sich die Garden, die auf einen Drittel zusammengeschmolzen war, zurück in die Ebene, die schon in der Dunkelheit lag. Plötzlich löste sich alles in wilde Flucht auf. Husaren, reitende Jäger, Kavallerie, Infanterie, alles stob über die Felder dahin; schreiend, fluchend, weinend.

Über die Wälder erhob sich der Mond und beleuchtete entstellte Leichname, Helme, Säbel, Bajonette, Pulverwagen, umgestürzte Kanonen. Nach Erkmann-Chatrian.

12. Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen;
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr':
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und geschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir!
Wie brennt meine alte Wunde!"

Der andere sprach: „Das Lied ist aus!
Auch ich möcht mit dir sterben.
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben."

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Lass sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind,
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde!

Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen!

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe;
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen."

Heinrich Heine.

13. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Händen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten, toten Soldaten,
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luft'gen Pfaden
Die toten Reiter herbei,
Die blut'gen, alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter den Helmen hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr.
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll und Generale
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah;
„Frankreich" ist die Parole,
Die Losung: „St. Helena".

Das ist die große Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tote Cäsar hält.

J. Christian Freiherr v. Zedlitz

Weiterer Lesestoff:

Flucht vor den Franzosen.

(Neues Lesebuch, prosaischer Teil.)

Der Seppli von Steinen.

(Neues Lesebuch, prosaischer Teil.)

Die beiden Russen.

(Neues Lesebuch, prosaischer Teil.)

Die Rückkehr der grossen Armee.

(Lesebuch, prosaischer Teil.)

Die Enkel Winkelrieds.

(Lesebuch, poetischer Teil.)

Andreas Hofer.

(Poetisches Lesebuch.)

Escher von der Linth.

(Lesebuch, prosaischer Teil.)

Bearbeiter: *H. Sulzer*, Zürich III.

1. Die letzten zehn vom vierten Regiment.

In Warschau schwuren tausend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei getan!
Tambour schlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment.

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hatt einen Schuß getan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran!

Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment.

Und ob viel wack're Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an;
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen!
Doch hatte keiner einen Schuß getan!
Wo blutigrot zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment.

O weh! Das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid getan?
Weh allen, die im Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an.
Doch fragt ihr: wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die, zu Tod getroffen,
An unsrer Seite dort wir stürzen sah'n!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimat ewig ist's getan.
Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig' End'
Uns letzten noch vom vierten Regiment!

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düstrem Schweigen, gramumwölkten Blicken.
Ein „Wer da?“ schallt. Sie stehen festgebannt,
Und einer spricht: „Vom Vaterland getrennt
Die letzten zehn vom vierten Regiment.“ J. Moser.

2. Der Ustertag (22. Nov. 1830.)

Ein heiterer Morgen begrüßte den 22. Klar und hell schien die Novembersonne und lächelte dem Unternehmen zu. Die Stäfner mit den Leuten vom See hatten sich schon früh

auf die Beine gemacht und trafen mit Morgengrauen in Uster ein. Die ersten die dort gewesen, Leute aus der Umgegend, hatten sich, ängstlich und beklommenen Herzens, nicht recht hervorgewagt; erst das Erscheinen der Seeleute erfüllte mit Mut und Zuversicht. Die Kommittierten kamen im „Kreuz“ zusammen. Die Vorzeichen schienen aber nicht sehr günstig. Die großen Scharen, die man von andern Landesteilen erwartet, wollten nicht aufrücken. Männer, auf deren öffentliches Auftreten man gerechnet, waren nicht da oder mochten nicht recht d'ran, ...

Während unheimliche Gefühle die Kommission beschlichen und bestürmten, gestalteten sich die Verhältnisse draußen gar sehr günstig. Vom Turme kam die Nachricht, man sehe ganze Massen Volkes von allen Seiten heranrücken. Und sie kamen auch, diese Massen, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen. Es mochte den Oberamtmann zu Greifensee ein eigentümliches Gefühl beschleichen, als er endlose Züge von Leuten aus dem Glatt- und Limmattal an seinem Schlosse vorbeiziehen sah. Er wußte, daß es seinen und seiner Regierung Sturz galt, aber er konnte und durfte nichts dagegen tun und konnte sich anderseits, wie er selbst gesteht, nicht enthalten, die ernste und feierliche Stimmung der Leute zu bewundern. Nach und nach waren fast alle Landesgegenden vertreten, selbst vom entfernten Bülach waren wenigstens einige gekommen. Besondere Freude erregte das Erscheinen der Winterthurer. Man hatte nicht auf sie gezählt, denn die Stadt Zürich wollte ja den Winterthurern einen Vorzug* einräumen, der wohl geeignet war, sie vom Landvolk zu trennen. Allein die Bürgergemeinde hatte Tags vorher den Beschluß gefaßt, auf das Vorrecht zu verzichten und treu zum Landvolk zu halten.

Um zehn Uhr konnte die Versammlung beginnen. Die Kirche vermochte die 8—10,000 Mann, die da waren, nicht zu fassen. So zog man dann unter Glockenklang hinaus auf eine kleine Anhöhe in der Nähe des „Kreuz“ auf den „Zimiker“, auf welchem in der Eile eine Rednerbühne aufgeschlagen wurde. In der freien Natur, im Angesicht der schönen Alpenkette, die uns Schweizern immer ein Symbol der Freiheit ist, unter dem Gezelt des Himmels tagte das Volk. Der ganze, weite

---

* Anmerkung: Winterthur sollte im neuen großen Rat verhältnismäßig mehr Vertreter erhalten als die übrige Landschaft.

Raum wimmelte von Menschen, die Äste der Bäume waren mit den jüngeren bedeckt. Alles war gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Die Meisten wußten ja nicht, wer eingeladen, wer reden werde und was geschehen solle. Geräusch, Jubel und Geschrei tönte über die Fluren; doch trat allgemeine Stille ein, als der Ausschuß, die zwei Gujer, Hegetschweiler, Ryffel und Steffan sich auf der Tribüne zeigte.*

Die Versammlung eröffnete Heinrich Gujer, Müller von Bauma, ein junger Mann voll Feuer und Kraft, imponierend von Gestalt. Dem Volke des Oberlandes war er sehr bekannt, es nannte ihn nur den „klugen Müller“ oder „de Müller-Heiri“. Bei Getreidekäufen hatte er schwer den Zwang gefühlt, der auf dem Gewerbswesen lastete, und beschlossen, mitzuhelfen, den Bann zu brechen. Als er nach Uster gegangen, hatte ihn der Vater gewarnt und ihm nachgerufen: „Heiri, wenn's fehlt, chönnt's dir de Chopf choste!“ Gujer kannte die Gefahr; darum trug er einen Paß bei sich, um wenn's fehlen sollte, in's Badische zu entkommen. Zu Uster mochte er zuerst nicht recht d'ran, und nur auf energisches Zureden faßte er einen festen Entschluß, trat vor's Volk und begann mit starker Stimme seine Rede. Er sprach von der Bedeutung des Tages, von der Notwendigkeit einer Neuerung, indem er hauptsächlich die Forderungen des Küsnachter Memorials, die Wünsche zu einer neuen Verfassung und bessere Vertretung des Landvolkes in der Regierung besprach.

Die Menge, die in lautloser, andächtiger Stille, jeder den Hut in der Hand, zugehorcht hatte, zollte rauschenden Beifall.

Nun trat Dr. Hegetschweiler auf. Das war ein Gelehrter, dem seine naturwissenschaftlichen Verdienste einen europäischen Ruf verschafft, ein Mann von 43 Jahren, groß und kräftig gewachsen, rasch in seinen Bewegungen mit ausdrucksvollem und scharfem Blick. Als vielbeliebter Arzt stund er stets in Fühlung mit dem Volk, als Verwandter der berühmten Familie Bodmer von Stäfa, fühlte er sich gedrungen und berufen, an der Freiheitsbewegung sich zu beteiligen.

Er begann mit den Worten: „Frei ist der Mensch, ist frei und wär' er in Ketten geboren!“ Dann erörterte er die Begriffe der wahren Freiheit und der volkstümlichen Ver-

* Die Brüder Rudolf und Heinrich Gujer von Bauma, Benjamin Ryffel von Stäfa und Steffan hatten mit andern zusammen die Einladungen zum „Ustertag“ ergehen lassen.

fassung, sprach die Überzeugung aus, daß die Regierung dem Volkswillen Folge leisten werde, und bat eindringlich, der Stimme der Leidenschaft nicht Gehör zu geben, dem Geiste der Unordnung nicht zu huldigen, und die Schranken der Achtung und Mäßigung nicht zu überschreiten, nur so würde das Volk der Freiheit würdig sein!

Endlich trat Steffan von Wädenswil auf. Er war Direktor einer Kunz'schen Fabrik zu Uster, ein origineller Kopf von außerordentlicher Lebhaftigkeit und Elastizität, bisweilen nur etwas aufgeregt und voreilig.

Mit mächtiger Stimme verlas er den Entwurf der Petition, den der Ausschuß geschrieben und berührte in seiner Rede besonders die gewünschten finanziellen Erleichterungen (so die Steuerveränderungen, die Ablösung der Lasten des Grundbesitzes u. dgl.) Das waren dem Volke besonders erwünschte Dinge; zu allen Zeiten bewegen ja den Menschen die Fragen des ökonomischen Lebens am meisten. Steffan merkte dies, und wurde in seiner Rede nach und nach so überschwänglich, daß seine Kollegen genötigt waren, ihn zuerst leise, dann stärker am Rockflügel zu zupfen, und zuletzt seinem Redestrom Einhalt zu tun. Dann fragte er das Volk an, ob es noch mehr wünsche. Viele recht radikale Wünsche wurden laut, und die Oberländer, die von Groll gegen die Webemaschinen erfüllt waren, weil sie durch dieselben fast brotlos geworden, riefen laut: „Webmaschinen weg!“ Steffan ging lebhaft auf alles, selbst das Unziemlichste, ein, und rief: „Au da mueß ghulfe si!“

Mit lebhafter Aufmerksamkeit hatte das Volk über sein Wohl und Wehe reden gehört. Viel tausend Hände erhoben sich für die geäußerten Wünsche, und tausend Stimmen brachen in schallenden Freudenruf aus.

Das Volk hatte gesprochen, und „Volksstimme ist Gottesstimme.“

Dr. K. Dändliker. (Gekürzt.)

4. Wie de President Jakob Rychli an Züriputsch gange ist.

De Jakob Richli, de President vo Dummringe, ist mit em Pfarrer is Bezirkskumite gwelt worden. Potz sapperement, wie händ d'Lüt glueget, wänn de President vo Dummringe zweispännig mit sim Bernerwägeli azraßle cho ist, de Herr

Pfarrer näbetem, öppe-n-au na d'Frau, und mit was für eme Stolz hät er dem Herr Pfarrer d'Hand ghebet, wänn dä hät welle zale im Wirtshus, wo s'Kumite Sitzig ga hät.

Vo dem, was in Sitzige verhandelt worde'n ist, hät dänn de Herr President Rychli frili wenig verstande. Er hät zwar öppe'n emal öppis welle säge, aber bis er si Red im Chopfhüsli binenand gha hät, ist me scho lang wider bi öppis Anderem gsi. Defür hät er alles underschribe, was me'n em vorgleit hät, und's hät em bis ide groß Zehe'n abe wohl ta, wänn der Aktuar, öppedie de Herr Präsident sälber d'Petition oder besser gsait s'Begähre vom Glaubeskumite vorgleit und derzue ase fin und höfli gsait hät: „Herr President, wänd Sie so guet si, es ist an Ine, Ire wert Name here z'setze."

Uf Klote'n a d'Landsgmeind,*) wie me's do betitlet hät, ist de Jokeb natürli au, so guet als de Pfarrer und sust na fast die halb Gmeind. Als Kumitemitglied hät er ja nid törfe fehle, und wänn er au nid gredt, nid emal alles verstande hät, so hät er doch im Leue guet tafelet und wenigstes en ghörige Geist hei bracht.

Am sächste September achtzähhundertundnünedrißg händ dänn d'Glogge z'Dummringe ghület, wie wänn die ganz Gmeind in Brand stiend.

„Frau, ietzt gilts für's Vatterland und die christlich Religion z'kämpfe und z'sterbe," rüeft der alt Schuelmeister (wome im drüedrißgi abgsetzt hät) und rännt zum President. Dä sitzt aber na ganz rueig am Tisch bimene Schoppe Rothe und eme ghörige Eiertätsch.

„President, ghöred er stürme, ietzt gilt's, hie Religion, hie Vaterland! Mached, daß mer nid die Letzte sind", rüeft de Schuelmeister.

„„Nu gmach, i weiß es scho. De Pfarrer ist gestert z'Abig scho furt. Mir chömed na früh gnueg. Wänn d'Roß gfrässe händ, spannt de Chnächt i, wenn er wänd chöned er mit mer fahre.""

„Säb ist ietzt nüt, President. Meh als füfzg Manne sind parad und ihr müend ader Spitze marschiere. President, i säg i's, ietzt gilts, wänn er in Kantonsrat ine wänd."

---

*) Am 2. September 1839 fand auf Veranlassung des Glaubenskomitees in Kloten eine Landsgemeinde statt, an der 10—12,000 Bürger von der Regierung weitere Maßregeln zum Schutze der Landesreligion verlangten.

„Meinst, Schuelmeister, säb wär mügli?“ “

„Warum nid President? Lüt wie'n ihr sind, cha me'n ietzt bruche. Aber a d'Spitze müend er stah, mit eusere Manne uf Züri marschire, das me gseht, was de President vo Dummringe vermag.“

‚De Schuelmeister hät Rächt, Ma, seit ietzt d'Frau Rychli, ietzt gilts z'zeige, wer du bist. Hei, mach ietzt, daß du furt chunnst.‘

De Jokeb stoßt en schwere Süfzer us und gaht si go alege.

„Frau President,“ seit de Schuelmeister, „dem Herr President sin Grosvatter sälig ischt emal Vogt gsi, wüßed er nid, ist de Täge, wo'n er treit häd, nümme ume?“

‚Frili, frili, er staht na im Chaste überobe. Aber was wänd er mache demit?‘

„Hä, i ha nu eso tänkt, es miech si guet, wänn de Herr President ader Spitze au biwaffnet wär und na miteme Täge, grad wie en rächte Hauptme.“

‚Schuelmeister, ir wüssed doch alliwil s'Best. Chömed trinked na es Chriesiwasser. I hole gschwind der Täge, dänn lueged au, daß er furt chunt, nid daß scho en andere dert ischt, wänn's die neue Kantonsrät useläsed.‘

Aentli ischt der Jokeb parat und marschiert mit sine Manne Züri zue. Aber mer mues es zue siner Ehr säge, er hät ekein Sack mitgnah um dri z'tue, was öppe'n i der Stadt nid festgnaglet si chönnt. Ne nei, i sim Specksiterock hät er zwee währschaft Pureschüblig gha, e schön's Stuck von ere Hamme, e Fläsche alts Chriesiwasser und im Hosesack e schöni Portion Brawänder.*) Zum eigetliche Putsch sind Dummringer au z'spat cho, es ischt alls scho verbi gsi und si händ nu na chönne ghöre, wien'n uf eire Site Pure und uf der andere s'Militär zur Stadt usgsprunge seig. Aber de Schuelmeister hät doch Rächt gha, de Jokeb Rychli ist Kantonsrat worde, er hät nid emal chönne säge wie und warum.

Biedermann „Erzellige us Stadt und Land.“

4. Fritz Amrain der Freischärler.

Als gewohnter Weise wieder einige Dutzend Seldwyler beisammen waren, um als ein tapferes Häuflein auszurücken und der verhaßten Regierung vom Amte zu helfen, war Frau

*) Brabantertaler.

Regel Amrain guter Laune; denn sie glaubte nicht, daß ihr Sohn diesmal mitziehen würde.* Aber siehe da! Fritz erschien unversehens, als sie ihn bei seinen Geschäften glaubte, im Hause, bürstete seine starken Werkeltagskleider wohl aus und steckte die Bürste nebst andern Ausrüstungsgegenständen und einiger Wäsche in eine Reisetasche, welche er umhing, kreuzweis mit der wohlgefüllten Patrontasche, dann ergriff er abermals sein Gewehr, und senkte es zum Gehen. — „Diesmal", sagte er, „wollen wir die Sache anders angreifen, adieu! und so zog er ab, ungehindert von der Mutter, da sie wohl einsah, daß es ihm Ernst war. Die Seldwyler Schar kehrte am nächsten Tage ganz in der alten Weise zurück,** ohne noch zu wissen, wie es auf dem Kampfplatze ergangen. Fritz Amrain aber hatte sich seelenallein und trotzig von ihnen getrennt und war mitten durch das gegnerische Gebiet auf dessen Hauptstadt zumarschiert. Er hatte ein Häuflein Burschen aus dem Geburtsorte seiner Mutter erreicht, und drang mit ihnen ungesäumt vorwärts. Allein die Sache schlug fehl, jene schwankhafte Regierung behauptete sich für dies Mal wieder durch einige günstige Zufälle, und sobald sich diese deutlich entwickelt, tat sich das Landvolk zusammen, strömte der Hauptstadt zu in die Wette mit den Freizügern und versperrte diesen die Wege, so daß Fritz und seine Genossen, noch ehe sie die Stadt erreichten, zwischen zwei große Haufen bewaffneter Bauern gerieten, und, da sie sich mannlich durchzuschlagen gedachten, ein Gefecht sich unverweilt entspann. So sah sich denn Fritz angesichts fremder Dorfschaften und Kirchtürme ladend, schießend und wieder ladend, indessen die Glocken stürmten und heulten über den verwegenen Einbruch und den Verdruß des beleidigten Bodens auszuklagen schienen. Wo sich die kleine Schar hinwandte, wichen die Landleute mit großem Lärm etwas zurück; denn ihre junge Mannschaft war im Soldatenrock schon nach der Stadt gezogen worden; und was sich hier den Angreifern entgegenstellte, bestand mehr aus alten und ganz jungen, unerwachsenen Leuten, von Priestern, Küstern und selbst Weibern angefeuert. Aber sie zogen sich dennoch

* Der Dichter meint wohl den zweiten großen Freischarenzug vom 31. März und 1. April 1845.

** d. h. ohne den Feind gesehen zu haben, an Mut und Geldbeutel erleichtert; denn die Seldwyler tranken gerne eins, und dann noch eins.

immer dichter zusammen, und nachdem erst einige unter ihnen verwundet waren, stellte gerade dieser dunkle Saum erschreckter alter Menschen, Weiber und Priester, die sich zusammen den Landsturm nannten, das aufgebrachte und beleidigte Gebiet vor und die Glocken schrieen den Zorn über alles Getöse hinweg in das Land hinaus. Aber der drohende Saum zog sich immer enger und enger um die fechtenden Parteigänger, einige entschlossene und erfahrene Alte gingen voran und es dauerte nicht mehr lange, so waren die Freischärler gefangen. Sie ergaben sich ohne weiteres, als sie sahen, daß sie alles gegen sich hatten, was hier wohnte. — Kaum waren sie entwaffnet und von dem Volke umringt, als alle möglichen Ehrentitel auf sie niederregneten: Landfriedenbrecher, Freischärler, Räuber, Buben waren noch die mildesten Ausdrücke, die sie zu hören bekamen. Zudem wurden sie von vorn und von hinten betrachtet wie wilde Tiere, und je solider sie in ihrer Tracht und Haltung aussahen, desto erboster schienen die Bauern darüber zu werden, daß solche Leute solche Streiche machten.

Fritz Amrain aber war im höchsten Grade niedergeschlagen und trostlos. Zwei oder drei seiner Gefährten waren gefallen und lagen noch da, andere waren verwundet und er sah den Boden um sich her mit Blut gefärbt, sein Gewehr und seine Taschenwaren ihm abgenommen, ringsum erblickte er drohende Gesichter, und so war er plötzlich aus seiner bedachtlosen und fieberhaften Aufregung erwacht, namentlich als die Behörden und Landesautoritäten sich hervortaten aus dem Wirrsal und eine trockene und geschäftliche Einteilung und Abführung der Gefangenen begann. Je näher der Zug der Gefangenen der Stadt kam, desto lebendiger wurde es; die Stadt selbst war mit Soldaten und bewaffnetem Landsturm angefüllt und die Gefangenen wurden im Triumphe durchgeführt. Endlich aber waren sie in Türmen und andern Baulichkeiten untergebracht, alle schon bewohnt von ähnlichen Unternehmungslustigen, und so befand sich auch Fritz hinter Schloß und Riegel und war es erklärlich, daß er nicht mit den Seldwylern zurückgekehrt war.

Diese rächten sich für ihren mißlungenen Zug dadurch, daß sie den sieghaften Gegnern auf der Stelle die abscheulichste und rücksichtsloseste Rachsucht zuschrieben und daß jeder der entkommen war, es als für gewiß annahm, die Ge-

fangenen würden erschossen werden. Es gab Leute, die sonst nicht ganz unklug waren, welche allen Ernstes glaubten und wieder sagten, daß die fanatisierten Bauern gefangene Freischärler zwischen zwei Bretter gebunden und entzwei gesägt, oder auch etliche derselben gekreuzigt hätten.

Sobald Frau Regel Amrain diese Übertreibungen hörte, verlor sie die Angst um ihren Sohn. Dagegen erhielt sie bald einen kurzen Brief von ihm, laut welchem er wirklich eingetürmt war und sie um die sofortige Erlegung einer Geldbürgschaft bat, gegen welche er entlassen würde. Mehrere Kameraden seien schon auf diese Weise freigegeben worden. Denn die sieghafte Regierung war in großen Geldnöten und verschaffte sich auf diese Weise einige willkommene außerordentliche Einkünfte, da sie nachher nur die hinterlegten Summen in ebenso viele Geldbußen zu verwandeln brauchte. Frau Amrain steckte den Brief ganz vergnügt zu sich und begann gemächlich und ohne sich zu übereilen, die erforderlichen Geldmittel beizubringen und zurecht zu legen, so daß wohl acht Tage vergingen, ehe sie Anstalt machte, damit abzureisen. Da kam ein zweiter Brief, welchen der Sohn Gelegenheit gefunden, heimlich abzuschicken und worin er sie beschwor, sich ja zu eilen, da es ganz unerträglich sei, seinen Leib dergestalt in der Gewalt verhaßter Menschen zu sehen. Sie wären eingesperrt wie wilde Tiere, ohne frische Luft und Bewegung, und müßten Habermues und Erbsenkost aus einer hölzernen Bütte gemeinschaftlich essen mit hölzernen Löffeln. Da schob sie lächelnd ihre Abreise noch um einige Tage auf, und erst als der eingepferchte Tatkräftige volle vierzehn Tage gesessen, nahm sie ein Gefährt, packte die Erlösungsgelder nebst frischer Wäsche und guten Kleidern ein und begab sich auf den Weg. Als sie aber ankam, vernahm sie, daß ehestens eine Amnestie ausgesprochen wurde über alle, die nicht ausgezeichnete Rädelsführer seien, und besonders über die Fremden, da man diese nicht unnütz zu füttern gedachte und jetzt keine eingehenden Gelder mehr erwartete. Da blieb sie noch zwei oder drei Tage in einem Gasthofe, bereit, ihren Sohn jeden Augenblick zu erlösen, der übrigens seiner Jugend wegen nicht sehr beachtet wurde. Die Amnestie wurde auch wirklich verkündet, da diesmal die siegende Partei aus Sparsamkeit die wahre Weise befolgte: im Siege selbst, und nicht in der Rache oder Strafe, ihr Be-

wußtsein und ihre Genugtuung zu finden. So fand denn der verzweifelte Fritz seine Mutter an der Pforte des Gefängnisses seiner harrend. Sie speiste und tränkte ihn, gab ihm neue Kleider und fuhr mit ihm nebst der geretteten Bürgschaft von dannen. Gottfr. Keller: Die Leute von Seldwyla. (Gekürzt.)

5. Dufours Armeebefehl vom 22. November 1847.

Eidgenössische Wehrmänner!

Ihr werdet in den Kanton Luzern einrücken. Wie Ihr die Grenzen überschreitet, so laßt Euern Groll zurück und denkt nur an die Erfüllung der Pflichten, welche das Vaterland Euch auferlegt. Zieht dem Feinde kühn entgegen, schlagt Euch tapfer und steht zu Eurer Fahne bis zum letzten Blutstropfen! Sobald aber der Sieg für uns entschieden ist, so vergesset jedes Rachegefühl, betragt Euch wie großmütige Krieger; denn dadurch beweist Ihr Eueren wahren Mut. Tut unter allen Umständen, was ich Euch schon oft empfohlen habe. Achtet die Kirchen und alle Gebäude, welche dem Gottesdienste geweiht sind! Nichts befleckt Eure Fahne mehr, als Beleidigungen gegen die Religion. Nehmt alle Wehrlosen unter Eueren Schutz; gebt nicht zu, daß dieselben beleidigt oder gar mißhandelt werden. Zerstört nichts ohne Not, verschleudert nichts; mit einem Worte betragt Euch so, daß Ihr Euch stets Achtung erwerbet und Euch stets des Namens, den Ihr traget, würdig zeigt. Der Oberbefehlshaber: W. H. Dufour.

Öchsli, Quellenbuch, Bd. I.

6. Das Gefecht bei Gislikon. (23. Nov. 1847.)

(Von einem Augenzeugen.)

Am 22. ds. abends lag die ganze zum Angriffe bei Gislikon bestimmte Macht im Freienamte von Muri bis Dietwil beisammen. Die Nacht mußte wachend zugebracht werden; die Vorräte für die Truppen konnten erst am Morgen anlangen, nachdem die Märsche schon begonnen hatten. Früh morgens wurde aufgebrochen. Unangefochten rückte die Brigade Egloff durch das Zugergebiet bis an die Luzernersche Grenze vor, und vernahm von Ferne den Kanonendonner der nach Arth und Küßnacht in anderer Richtung vorrückenden Division Gmür.

Der Kampf begann bei dem ersten luzernischen Dorfe Honau, wo das Terrain dem Gegner die günstigsten Positionen darbot. Die Höhe hinterhalb Honau war von der feindlichen Artillerie besetzt, welche ein wirksames Feuer unterhielt. Bald war aber die Zürcherbatterie in günstiger Höhe aufgefahren und flößte dem Feinde solchen Respekt ein, daß vorgedrungen werden konnte; indessen hatte das Bataillon Ginsberg schon einen Schwerverwundeten zu beklagen. Man gelangte nunmehr an die zweite Höhe bei Gislikon, wo die Vereinigung mit den von Dietwil herkommenden Truppen hätte stattfinden sollen; allein diese letztere wurde durch das von den starken Befestigungen bei der Gislikerbrücke herkommende Feuer größtenteils verhindert, und erst später konnte das Bataillon Fäsi von dort her unter ziemlichem Verluste vorrücken.

Auf der Höhe des Dorfes Gislikon waren Unterwaldner Scharfschützen in sicherm Hinterhalte, in den Wäldern, auf dem Bergrücken der Landsturm, vor dem Dorfe selbst die feindliche, stark bedeckte Artillerie. Allmählig wurde hier der Kampf zur völligen Schlacht. Beinahe alle Bataillone der Brigade Egloff kamen hier nach und nach ins Feuer, voran die Thurgauer Scharfschützen. Schon war indessen die Gisliker Höhe genommen, die Solothurner Artillerie aufgepflanzt, als der Feind mit solcher Macht vordrang und von der Schanze zu Gislikon einen solchen Kartätschenhagel entsendete, daß einen Augenblick der Sieg unentschieden blieb, ja drei Stücke der Solothurner Artillerie mit bedeutendem Verluste weichen mußten. Da rückten die Berner Zwölfpfünder im Galopp vor, das Bataillon Benz, voran der unerschrockene Hauptmann Steinemann mit seinen Jägern rechts, sicherte seine Stellung, und der nun beginnende Kugel- und Kartätschenregen brachte den Feind nicht nur zum plötzlichen Weichen, sondern nötigte ihn, die Werke bei der Gisliker Brücke zu verlassen.* Der Sieg war entschieden, und die feindlichen Truppen wichen in immer wilderer Flucht bis nach Luzern. Es galt jetzt nur noch die Höhen von den Unterwaldner-Schützen und Landstürmern zu säubern. . . . .

Aber einen schrecklichen Anblick bot überall das Schlachtfeld dar. Hatten schon die pfeifenden Kugeln, die zusammen-

---

* Die damaligen Bataillone besaßen 4 gewöhnliche und 2 Scharfschützenkompagnien, letztere zur Sicherung der Flanken.

stürzenden Bäume, die vorbeigetragenen Toten und Verwundeten die Seele desjenigen, der zum erstenmal auf einem Schlachtfeld sich befand, stark bewegt, so konnte man sich des Grauens kaum erwehren, als hinter uns das Feuer aus mehreren Wohnungen zu Gislikon hoch empor loderte; hier am Boden lagen Stutzer, Flinten, Tschakos, Mützen, Säbel, Kugeln, Verwundete, Tote, dort ein angeschossenes Pferd auf drei Füßen im Todeskampfe umherstolpernd. Beim Zollhause zu Gislikon bot sich das Bild der Zerstörung am furchtbarsten dar. Das Haus war mit zertrümmerten Gerätschaften angefüllt, vor demselben stand eine verlassene Luzernerkanone die alsbald vernagelt wurde; am Wege zwei Tote, ein dritter noch halb lebend. Außerhalb Root wurde biwakiert. . . .

Während der Nacht wurde das Dorf Root hart mitgenommen: die hungernden Wehrmänner gingen nach Lebensmitteln aus; Käse, Butter, auch Schweine, Ziegen etc., was sich vorfand, wurde herbeigeschleppt. Leider konnte auch das Zertrümmern und Abbrennen mehrerer Häuser nicht verhindert werden. Nach dem Kampfe regte sich in mancher Brust eine Rachelust, die auch hier in Luzern manche Unordnung zur Folge hatte; besonders ist dies bei denjenigen der Fall, die vor zwei Jahren in diesem Kanton so arg mißhandelt wurden.

Durch die gestern von Männern, Weibern und Kindern verlassenen, jetzt wieder belebten Dörfer zogen die Truppen nach Luzern. Überall wehte die weiße Fahne, überall brachte man zu essen und zu trinken. Aber was für ein Getümmel gestern und heute noch in Luzern war, davon kann man sich keinen Begriff machen. Im wahren Sinne des Wortes hätte man auf den Köpfen herumgehen können; denn gegen die Nacht rückten drei Divisionen ein. Der unerlaubten Selbsthülfe, dem Plündern und ungebührlichem Betragen wird kräftigst gesteuert. Siegwart Müller und Bernhard Meier (die geistigen Führer des Sonderbundes) sind fort. Die Sonderbundstruppen sollen blaß vor Schrecken nach Luzern geflüchtet, die Unterwaldner einzeln aufgelöst, ohne Führung, unter Verwünschungen gegen die Stifter ihres Elendes heimgezogen, die fremden Offiziere (es fanden sich solche in der Sonderbundsarmee, trugen sich doch die Sonderbundskantone mit dem Gedanken, den österreichischen Fürsten Schwarzenberg als Oberbefehlshaber ihrer Truppen zu ernennen) ihrer Epauletten und Degen

beraubt und beschimpft worden sein; der Haß und die Verwünschungen des Volks gegen die Entflohenen und die Jesuiten machten sich Luft. Es sollen gegen 400,000 Franken noch mit auf die Reise gegangen sein. Unter diesen Verhältnissen werden Unterwalden und Schwiz schwerlich mehr Stand halten. Auch verlassene entwaffnete Walliser stehen ratlos auf den Straßen. Es ist also ein baldiges Ende des unseligen Sonderbundes zu hoffen!

Neue Zürcher Zeitung vom 27. Novbr. 1847. Gekürzt.

7. Auf der Barrikade.

Im Herzen von Paris, an zwei Stellen zugleich hob die Junischlacht an, beim Pantheon auf dem westlichen Ufer der Seine in der Nähe des jetzigen Westbahnhofes, und auf der entgegengesetzten Seite bei der Porte Saint Denis, nahe beim heutigen Ostbahnhof. Auf dem Pantheonplatz hatten die Insurgenten vier gewaltige Barrikaden aufgeführt, als ein Oberst mit Bürgerwehr, Linientruppen und Geschütz auf dem Platze anrückte. Bei ihnen befand sich der berühmte Gelehrte Aràgo, Mitglied der provisorischen Regierung. Er tritt vor: — „Warum rebelliert ihr gegen das Gesetz und gegen die Regierung der Republik? Warum steht ihr auf Barrikaden?“ „Warum?“ ruft es zur Antwort herab — darum Herr Arago, warum Sie selbst Anno 1832 mit uns auf den Barrikaden gestanden. Erinnern Sie sich des Kampfes beim Kloster Saint-Merri?* „Aber ihr habt jetzt keinen rechtmäßigen Grund zur Empörung.“ — „Herr Arago, Sie sind ein braver Bürger und wir hegen hohe Achtung vor Ihnen, aber Sie haben kein Recht uns Vorwürfe zu machen. Sie haben nie erfahren, was hungern heißt; Sie haben nie das Elend kennen gelernt.“ — „Die Regierung ist von den besten Absichten beseelt, von

* Anmerkung. Dominique François Arago, geb. 1786 in Südfrankreich, war einer der größten Physiker Frankreichs. und wirkte bei der Gradmessung des Erdballes mit. Seit 1830 beteiligte er sich an der Politik, und war der erste der die Worte: „Réforme et droit au travail“ aussprach. Bei den Bestattungsfeierlichkeiten für den republikanisch gesinnten General Lamarque kam es am 5. und 6. Juni 1832 zu einem Aufstand in Paris. Besonders heftig wurde bei der Kirche und dem Kloster Saint Merri an der Rue St. Martin am rechten Seineufer gegen die Place de la Bastille gekämpft, und hier stand der feurige Professor der polytechnischen Schule von Paris auf Seite der Insurgenten. Arago starb 1853 in Paris.

dem lebhaftesten Wunsche geleitet, euren begründeten Wünschen genugzutun.“ — „Ja, man hat uns gar viel versprochen aber nichts gehalten.“ — „Man tat was man konnte.“ — „Das ist nicht wahr!“ — Ihr beschimpft mich? Mit solchen Leuten will ich nicht länger verhandeln.

Und der zornige Greis gibt nun selber den harrenden Truppen das Zeichen zum Angriff, welcher nach heißem Gefechte und beträchtlichem Verlust auf beiden Seiten damit endigt, daß die Truppen den Pantheonplatz behaupten.

Zur gleichen Zeit, wo hier das Gewehrfeuer zu knattern und die Kanonen zu brüllen begonnen hatten, war auch drüben auf den Boulevards der Kampf losgebrochen. Die erste der dort aufgetürmten Barrikaden, die auf der Höhe der Porte Saint-Denis, wird von einem Bataillon der Bürgerwehr im Sturmlauf angegriffen, wirft aber die mutigen Angreifer blutig zurück. Da stürzt der Hauptmann der Barrikade, welcher hoch auf einem umgestülpten Wagen stehend das Feuer geleitet hat, tötlich getroffen zusammen und man wähnt, daß es mit der Gegenwehr zu Ende sei. Aber, siehe, ein junges schönes Mädchen mit fliegenden Haaren eilt zu dem Toten, nimmt die Fahne, welche er in den Händen gehalten, auf, springt damit auf die Brustwehr, schwingt sie herausfordernd den Angreifern entgegen und befeuert die Verteidiger mit Blicken und Worten. Eine Kugel schlägt dem armen Ding in die Brust, rücklings fällt es hinter die Brustwehr. Aber schon ist eine andere Frau an der Seite der Gefallenen und sucht diese mit der einen Hand aufzurichten, während sie mit der andern die Fahne abermals flattern zu lassen sich abmüht. Eine neue Entladung des Bataillonsfeuers drunten, und die Helferin sinkt tot auf den Leichnam der Gefährtin. Und mitten in das Pulvergewölke des mörderischen Kampfes hinein fällt ein Strahl heldischen Pflichtgefühls. Der Bataillonsarzt der Bürgerwehr erklimmt inmitten des sich kreuzenden Feuers die Barrikade, um den beiden getroffenen Frauen Hilfe zu bringen, und kehrt erst, nachdem er sich überzeugt hat, daß beide tot, zu den Verwundeten seiner eigenen Truppe zurück.

Schließlich wird die Barrikade mit Sturm genommen, und der Rest der Verteidiger flieht dem Faubourg Saint-Demis zu.

Joh. Scherr.

8. Der letzte Generalmarsch.

Die letzten Augenblicke des Bombardements und der Gegenwehr, die letzten Stunden der Eroberung Wiens durch Windischgrätz hat ein Augenzeuge so geschildert:

Auf dem Bauernmarkte hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich sehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt sahen wir, woher der Ton kam. Dieser Platz war leer und öde, wie um diese Zeit alle Gassen und Plätze; die Einwohner hatten sich in die Keller geflüchtet und hielten sich in den innersten Räumen der Häuser. Über den großen, menschenleeren Platz schritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Arbeiter; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Junge. Der trug eine große, schwarzrotgoldene Fahne, der Alte schlug die Trommel. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; die Bomben flogen über seinen Kopf, sie platzten vor ihm, hinter ihm; er schritt vorwärts, gemessenen Ganges und schlug den Generalmarsch und er schlug, als wollte er eine gestorbene Welt aus dem Todesschlafe wecken. Und der Knabe mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Wir blieben starr bei diesem Schauspiel und Tränen traten uns in die Augen. „Lieber Freund“, sagten wir ihm, „lassen Sie das, es ist alles aus!“ „Nein“, antwortete der Alte, „sie müssen noch einmal heraus: die Sache darf nicht verloren sein!“ So sprechend ging er weiter und schlug die Trommel, daß sie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig seine Fahne und sah nach allen Seiten, ob sie nicht kämen. Sie kamen nicht... Die Abenddämmerung senkte sich leise auf die Stadt, die Kanonen schwiegen, und von allen Toren fluteten die kaiserlichen Regimenter durch die Straßen des besiegten Wien.

Nach J. Scherr.

Bearbeiter: *Dr. H. Gubler*, Zürich III.

1. Auf dem Schlachtfelde von Solferino. 1859.

Die ersten Sonnenstrahlen des 25. Juni beleuchteten eines der furchtbarsten Schauspiele, das sich dem Auge darzubieten vermag. Überall war das Schlachtfeld mit Menschen- und Pferdeleichen bedeckt; auf den Straßen, in den Gräben, Bächen,

Gebüschen, auf den Wiesen, überall lagen Tote umher, und die Umgebung von Solferino war im wahren Sinn des Wortes damit übersät. Die Felder waren verwüstet, Frucht und Mais niedergetreten, die Garten- und Feldeinfassungen zusammengerissen, die Wiesen durchfurcht, und überall sah man größere und kleinere Blutlachen. Die Ortschaften waren verlassen und zeigten überall Spuren der Gewehrkugeln, Bomben und Granaten. Die Mauern waren zerrissen, von Kugeln durchbohrt, welche weite Breschen öffneten, die Häuser durchschossen; in ihren Fundamenten erschüttert, zeigen die Mauern weite Risse. Die seit 20 Stunden versteckten und geflüchteten Bewohner beginnen nach und nach die Keller zu verlassen, in welche sie sich, ohne Licht und Lebensmittel mitzunehmen, eingesperrt hatten; ihr verstörtes Aussehen zeugte von dem Schrecken, den sie ausgestanden. In der Umgebung von Solferino und besonders bei dem Kirchhof des Ortes lagen massenweise Gewehre, Patrontaschen, Gamaschen, Tschakos, Dienstmützen, Käppis, Gürtel, kurz alle Arten von Uniformstücken umher, darunter zerfetzte, blutbefleckte Kleidungsstücke und zertrümmerte Waffen.

Die Unglücklichen, welche während des Tages aufgeladen wurden, waren bleich, eingefallen, vollkommen erschöpft. Die einen, insbesondere die arg Verstümmelten, schauten scheinbar stumpfsinnig drein; sie verstanden nicht, was man zu ihnen sagte, ihre Augen blickten stier ihre Retter an, aber dennoch zeigten sie sich nicht unempfindlich für ihre Schmerzen; andere waren unruhig, ihr ganzes Nervensystem war erschüttert und sie zuckten zusammen. Diejenigen mit offenen Wunden, bei denen bereits die Entzündung um sich gegriffen, waren wütend vor Schmerz, sie verlangten, daß man ihren Leiden durch einen schnellen Tod ein Ende mache, und mit verzerrtem Antlitze wanden sie sich im letzten Todeskampfe.

Wieder an andern Stellen lagen Unglückliche, welche nicht allein durch Kugeln und Bombenstücke getroffen, sondern deren Glieder auch noch von den Rädern der Geschütze, die über sie hinwegfuhren, zerschmettert oder zerrissen worden waren. Der Anprall der zilindrischen Kugeln zersplitterte die Knochen nach allen Seiten hin, sodaß die dadurch verursachte Wunde stets gefährlich wurde; allein auch die Bombenstücke und konischen Kugeln hatten solche schmerzhafte Knochenzerschmetterungen und innere Verletzungen zur Folge. Splitter

jeder Art, Knochenstücke, Teile von Kleidern, der Ausrüstung oder der Fußbekleidung, Erde und Stücke Blei machten die Wunden gefährlicher durch den geübten Reiz und vermehrten dadurch die Qualen der Verwundeten.

Derjenige, welcher diesen ausgedehnten Schauplatz des Kampfes vom vorigen Tag durchwanderte, traf auf jedem Schritte und inmitten einer Verwirrung ohne gleichen unaussprechliche Verzweiflung und Elend in allen Gestalten.

Ganze Regimenter hatten die Tornister abgelegt und bei ganzen Bataillonen war der Inhalt derselben verschwunden. Lombardische Bauern und algerische Jäger hatten genommen, was ihnen in die Hände fiel. An vielen Stellen wurden die Toten von den Dieben völlig entkleidet, die selbst die Verwundeten, bei vollem Bewußtsein, nicht verschonten; besonders hatten es die lombardischen Bauern auf die Fußbekleidungen abgesehen, die sie den Verwundeten unbarmherzig von den geschwollenen Füßen rissen.

Der Wassermangel nahm immer mehr überhand, die Gräben waren ausgetrocknet, die Soldaten fanden meistens nur ein ungesundes und morastisches Getränk zur Stillung ihres Durstes, und an Stellen, wo sich ein Brunnen befand, wurden Schildwachen aufgestellt mit scharf geladenen Gewehren, weil man das Wasser für die Kranken erhalten wollte. Bei Cavriana wurden in einem Sumpfe mit stinkig gewordenem Wasser während zwei Tagen 20,000 Pferde getränkt. Diejenigen reiterlosen Pferde, welche verwundet während der ganzen Nacht umherliefen, schleppten sich jetzt zu den Gruppen ihrer Genossen, gleich als ob sie von ihnen Hilfe verlangen wollten; man tötete sie jeweilen mit einem Schusse. Ein solch edles Tier, in herrlichem Schmucke, kam zu einer französischen Abteilung. Der Mantelsack enthielt Briefe und sonstige Gegenstände, welche erkennen ließen, daß das Pferd dem wackern Prinzen von Isenburg gehöre; man suchte unter den Toten und fand auch endlich den österreichischen Prinzen verwundet und bewußtlos von dem Blutverluste; allein den Bemühungen der französischen Chirurgen gelang es, ihn ins Leben zurückzurufen.

Bei manchen toten Soldaten bemerkte man den Ausdruck der Ruhe auf dem Antlitz; es waren jene, welche auf den ersten Schuß tot zusammensanken; allein eine große Anzahl trug die Spuren des Todeskampfes, mit starr ausgestreckten

Gliedern, den Körper mit bleifarbenen Flecken bedeckt, die Hände in die Erde gebohrt, den Schnurrbart borstig aufgerichtet, ein finsteres Lächeln um den Mund, mit krampfhaft zusammengepreßten Zähnen.

Man verwendete drei Tage und drei Nächte, um die Toten, die auf dem Schlachtfeld liegen geblieben waren, zu begraben; allein auf dieser weiten Strecke waren manche Leute in den Gräben, in den Ackerfurchen verborgen oder versteckt in den Gebüschen und konnten erst später aufgefunden werden.

Aus Dunant, Erinnerung an Solferino.

2. Giuseppe Garibaldi.

Jugendzeit. Joseph Garibaldi ist geboren den 22. Juli 1807 in Nizza, welche Stadt damals noch zu Italien gehörte. Er war der Sohn eines wenig bemittelten Seemannes. Um ihn nicht den Gefahren des Seelebens auszusetzen, bestimmten ihn die Eltern für den geistlichen Stand oder sonst einen gelehrten Beruf. Für ein solches Stilleben war aber der junge Giuseppe gar nicht geschaffen. Vortrefflich zu schwimmen und zu rudern verstand er schon so früh, daß er sich nicht entsinnen konnte, wann er diese Künste eigentlich gelernt habe, und so wurde auch er Seemann, machte als Jüngling mit größter Lust kühne Fahrten nach Konstantinopel, Odessa am schwarzen Meere und andern Orten mit, wurde mitunter samt seinen Gefährten von Seeräubern ausgeplündert und kehrte gleichwohl frohen Mutes zurück. Sein Schiff landete einst in Marseille. Hier lernte er Mazzini, den ewig Verbannten, kennen, durch welchen seine Aufmerksamkeit auf die Geschichte seines Vaterlandes gerichtet wurde. Das Studium der vaterländischen Geschichte, dem Garibaldi mit Liebe oblag, und die Nachrichten von den Hinrichtungen edler Volksfreunde in der Heimat weckten in dem jungen Manne eine wunderbare Glut, die Missetaten der Tyrannen zu rächen und sein geliebtes Vaterland frei und glücklich machen zu helfen.

Erste patriotische Betätigung. Seine erste Beteiligung an einem politischen Unternehmen brachte ihm das Todesurteil. Es war im Winter 1833 auf 1834, in jener Zeit, wo die Revolution von 1830 in ihren letzten Ausläufern nachzuckte. Da drang eine Schar Italiener und republikanisch

gesinnter Franzosen von der Schweiz aus in Savoyen ein und wollte die Republik proklamieren, auf die Unterstützung des italienischen Volkes hoffend. Dieses blieb jedoch gleichgültig und der Versuch scheiterte. Garibaldi sollte die Mannschaft eines Schiffes dafür gewinnen; da er aber lieber mit dem Schwerte drein schlagen, als mit der Zunge fechten wollte, überließ er die Überredungskünste seinen Freunden und eilte nach Genua, um mit andern Verschwornen an der Einnahme einer Kaserne teilzunehmen. Zu bestimmter Stunde war Garibaldi auf dem Platze, aber er allein, und statt der ersehnten Mannschaft rückten die Gendarmen an. Rasch entschlossen konnte er sich unbemerkt in den Laden einer Fruchthändlerin zurückziehen, diese versah ihn mit einem Bauernkostüm, in welchem es ihm gelang über Wälle, Mauern und Gräben zu entkommen. In Marseille vernahm er sein Todesurteil.

In Südamerika. Zwei Jahre blieb er nun wieder an seinem alten Aufenthaltsorte, indem er meist als Leutnant auf Schiffen, einst auch bei einem heftigen Ausbruch der Cholera als freiwilliger Krankenwärter diente. Dann schiffte er sich (1836) nach Rio de Janeiro in Südamerika ein. Damals rang die Republik Uruguay mit Brasilien um ihre Unabhängigkeit. Garibaldi lernte Bento Ganzales, den Präsidenten der Republik, kennen und trat in die Dienste dieses Staates, um den Kampf für die Freiheit auch jenseits des Meeres wieder aufzunehmen.

Da er von Jugend auf zu den abenteuerlichsten Unternehmungen geneigt war und sich bei den kühnsten Wagestücken erst recht in seinem Elemente fühlte, ließ er sich Kaperbriefe gegen Brasilien ausstellen und wurde Korsar. Mit 16 Mann führte er nun den Krieg gegen ein mächtiges Kaiserreich auf eigene Faust. Ein seltenes Glück begünstigte ihn, doch fiel er einst auch in Gefangenschaft und kam in die Gewalt des Statthalters einer feindlichen Provinz, der ihn auf's Gräßlichste foltern ließ, bis er dem Tode nahe war. Als später sämtliche Befehlshaber dieser Provinz in Garibaldis Hände fielen, rächte sich dieser dadurch, daß er sie alle, selbst jenen unmenschlichen Statthalter, den er nur gar nicht wieder sehen wollte, unbehelligt ziehen ließ.

Später übernahm Garibaldi auch ein Kommando über reguläres Militär. Vor den schwierigsten Unternehmungen

schreckte er nicht zurück, die härtesten Entbehrungen machten seinen Eifer für die Sache der Republik nicht erkalten. Sein Beispiel fand Nachahmung, Hunderte von Gleichgesinnten, die sich vor dem Despotismus in Europa hatten flüchten müssen, stellten sich unter seinem Befehl und leisteten der fremden Republik die uneigennützigsten Dienste. „Ich habe in Amerika der Sache des Volkes gedient“ sagt Garibaldi, „und ich habe ihr aufrichtig gedient. Ich war der Gegner des Absolutismus dort wie in Europa.“

Arm verließ Garibaldi den Dienst der armen Republik, und doch reich beglückt durch seine Gattin Annita, die er dort gefunden, eine Gattin, des Helden würdig, die auch im dichtesten Kugelregen nie von seiner Seite wich.

1848/49. Garibaldi kehrte nach Europa zurück. Eben begannen die Revolutionsstürme der Jahre 1848 und 1849. In Rom hatte Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen (1846), den politisch Verurteilten Amnestie erteilt und Reformen zum Wohle des Volkes versprochen. Es erzitterten die Herzen aller Patrioten Italiens in der freudigen Hoffnung, dem zerrissenen Vaterlande habe die Stunde der Erlösung geschlagen. Durch ganz Italien loderte ein Feuer der Begeisterung. Wie hätte Garibaldi fern bleiben können, da es galt, die heimische Erde frei zu machen! Unerwartet landete er in Nizza (Frühjahr 1848), und bot dem Könige von Sardinien, der sich für die Sache des Volkes erhoben und Österreich den Krieg erklärt hatte, seine Dienste an. An die Spitze eines Freikorps gestellt, verteidigte er die Gegend mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und großem Geschick; allein da das lombardische Hauptheer in der Ebene geschlagen wurde, so mußte auch er sich zum Rückzug entschließen.

Die Kraft Sardiniens war gebrochen, die Lombardei wieder verloren. Nun schien die Freiheit Italiens in Rom selbst ihren festen Halt zu finden. Der Papst war zwar über die Wirkungen seiner ersten Regierungsverhandlungen erschrocken und wollte zurück, mußte sich aber vor dem Unwillen seines Volkes flüchten. Die Römer, von Mazzini geleitet, erklärten hierauf die weltliche Macht des Papstes für aufgehoben und richteten eine Republik ein. Aber auf das freie Rom stürzte, wie eine Meute, die französische Republik (!), Neapel und Österreich mit Rachegeschrei los. Plötzlich, in der Stunde der größten Gefahr, hieß es „Garibaldi ist da!“ — Die

römische Streitmacht hatte ihren Oberbefehlshaber gefunden. Die an Zahl weit überlegenen Franzosen schlug er zurück, die Neapolitaner trieb schon der Schrecken vor dem bloßen Namen „Garibaldi“ in die Flucht. Auch als die Franzosen von Neuem mit gewaltiger Übermacht erschienen und die Wälle der Stadt mit einem furchtbaren Kugelregen überschütteten, ermattete Garibaldi nicht, bei jedem Gefecht war er in der ersten Reihe zu sehen und immer nahm er die schwierigste Arbeit auf sich; an seiner Seite kämpften, von seinem eignen Mute hingerissen, die edelsten Männer Italiens. Aber endlich hielten die Römer längern Widerstand für zwecklos und kapitulierten. Als die Franzosen in die Stadt einrückten zog Garibaldi zum entgegengesetzten Tore hinaus (4. Juli 1849). „Wer mir folgen will“, sagte er, „soll zu den Meinigen gezählt werden. Ich verlange von diesen nur ein vaterländisches Herz. Sie werden keinen Sold, keine Ruhe haben. Wasser und Brod sollen sie haben, wenn wir zufällig solches finden. Wer mit solchem Schicksal nicht zufrieden ist, der bleibe hier: Denn liegen erst die Tore Roms hinter uns, so ist jeder Schritt rückwärts ein Schritt des Todes.“

4000 Fußsoldaten und 500 Reiter scharten sich um den kühnen Führer, zwei Dritteile der noch lebenden Verteidiger Roms. Es war Abend, als sie die Stadt verließen. „Mein Herz“, schreibt Garibaldi, „war traurig wie der Tod“. Ein tiefer Groll gegen den Machthaber des republikanischen Frankreichs (Napoleon), der hiemit der römischen Republik den Untergang bereitet und Rom wieder unter die verwünschte Herrschaft des Papstes zurückgeführt hatte, ein unauslöschlicher Haß gegen das Priesterregiment, das sich durch fremde Gewalt hatte einsetzen lassen und dann durch Todesurteile und Verbannungen seine Rache befriedigte, setzte sich in dem Herzen Garibaldis fest. Daß der französische Kaiser Napoleon III. im Jahre 1859 nach einem siegreichen Kriege gegen Österreich dem Königreich Sardinien die Lombardei zuwandte, konnte Garibaldi um so weniger versöhnen, als dafür Savoyen und sein geliebtes Nizza an Frankreich abgetreten werden mußten.

1859. An diesem Kriege gegen Österreich hat übrigens Garibaldi als Führer der freiwilligen Alpenjäger selbst hervorragenden Anteil genommen, die Siege von Varese und San

Fermo verherrlichten seinen Namen. Die Aufgabe, den Feind auszukundschaften, übernahm der General gewöhnlich selbst und legte dabei manche Probe von Unerschrockenheit und Geistesgegenwart ab. Eines Tages strich er, als Bauer verkleidet in den Tyrolerbergen umher. Sein Adlerblick gewahrte in der Ferne zwei österreichische Kaiserjäger. Garibaldi hätte wohl entfliehen können, statt dessen setzte er sich gemächlich auf einen Stein und fing an ein Stück Brot und Käse, die er in der Tasche trug, zu verzehren. Die Kaiserjäger kamen herbei, sprachen eine Weile mit ihm, ihn wirklich für einen Bauer aus der Umgegend haltend, und gingen dann ihres Weges, ohne zu ahnen, welchen gefährlichen Gegner sie in ihrer Gewalt gehabt hätten.

Währenddem die Österreicher in Oberitalien zurückgeschlagen wurden, regte sich auch in den Patrioten von Mittel- und Unteritalien wieder die Begierde, ihrer verhaßten Herrscher loszuwerden. Schon beim Beginn des Krieges hatten sich die Fürsten von Toskana, Parma und Modena flüchten müssen, die Romagna war vom Papste abgefallen und überall waren die italienischen Landesfarben aufgepflanzt worden. Nach gewonnenem Siege hätte es nur eines mutigen Entschlusses des Königs von Sardinien bedurft, und die Trone des Papstes und des Königs beider Sizilien wären ebenfalls zusammengestürzt. Doch Viktor Emanuel mochte hier nicht selbst eingreifen; er fürchtete Napoleon, der vor allen den Papst zu schützen entschlossen war. Gleichwohl brachen Aufstände in Sizilien aus, die aber der bedeutenden Kriegsmacht des Königs gegenüber, welchem leider auch Schweizer-Regimenter Schergendienste leisteten, wenig Aussicht auf Erfolg hatten.

Es geht ein merkwürdiger Zug durch die neueste Geschichte des italienischen Volkes. Garibaldi, von der Geistlichkeit grimmig gehasst, vom Papste verflucht, von den weltlichen Grossen gering geschätzt und darnieder gehalten — Garibaldi ist der Abgott des Volkes, er, der schlichte Mann in grauen Hosen, roter Blouse, mit seinem schmalkrempigem Spitzhute und seidener Halsbinde. Galt es eine Unternehmung zur Befreiung des Volkes, da war Garibaldi dabei, und nicht um Ehre oder Reichtum zu gewinnen, setzte er sein Leben ein, nein, sein einziger Zweck war die Freiheit und Einigkeit seines Volkes; er kämpfte für eine Idee. Das war es, was

seine Mitbürger und alle seine Zeitgenossen mit Bewunderung erfüllte. Wo Garibaldi war, da schien in den Augen der Italiener auch bereits der Erfolg gesichert.

Die „Tausend von Marsála“ (1860). Auf ihn richteten daher auch die Sizilianer ihre Blicke und baten ihn, die Leitung des Aufstandes zu übernehmen. Garibaldi ließ sich nicht lange bitten, aber er wußte auch, daß ohne Mittel, ohne Waffen kein Kampf zu führen sei, und ihm selbst standen nur wenige Franken zu Gebote, seine ganze Habe trug er bei sich. Was tun? — Ein Wink an seine Freunde in Italien und in wenigen Tagen waren Beiträge für Anschaffung einer Million Gewehre gezeichnet. Die Ahnung, daß etwas Großes im Werke sei, ging durch das ganze Volk und hunderte von Freiwilligen strömten herbei. Selbst die sardinische Regierung lieferte im Geheimen 1900 Gewehre und 8000 Franken. Eine edle Frau, die Garibaldi zum Kriege von 1859 ihre vier Söhne zugeführt hatte, brachte ihm, nachdem ihr ältester bereits zu dem verehrten General entwichen war, ihren zweiten Sohn, und bat, ihr wenigstens den jüngsten zu lassen — der dritte war bei Varese gefallen —, da sie doch Mutter sei.

Sobald Garibaldi 1000 Mann beisammen hatte, schiffte er sich ein (Anfangs Mai 1860) und landete zu Marsala auf Sizilien, bereit, den Kampf mit 3000 Mann neapolitanischer Truppen aufzunehmen. Die Feinde hatten Marsala verlassen und sich in der Nähe bei Kalatafini aufgestellt; hier trafen die Garibaldianer zum ersten Mal mit ihnen zusammen. Als die beiden Heere noch ungefähr 10 Minuten von einander entfernt waren, sagte Garibaldi zu den Seinen: „Ruhen wir aus! wir werden noch müde genug werden“, und Führer und Mannschaft setzten sich auf den Boden. Der Feind nähert sich und gibt eine kräftige Salve, welche die Garibaldianer sitzend aushalten. Hierauf erhebt sich der General und auf dessen Befehl: Vorwärts, Kinder, mit dem Bajonnet! stürzt sich die mutige Schar auf die feindlichen Reihen und treibt sie von Hügel zu Hügel in die Stadt zurück, die in der Nacht ebenfalls geräumt wurde.

Nun gings auf die Hauptstadt der Insel, Palermo, zu; aber der Weg dahin war mit 2400 Mann kriegsgeübter Truppen belegt. Garibaldi sah ein, daß weiteres Vordringen auf diesem Wege ihn einen guten Teil seiner Braven kosten würde. Was tut er? Er übersteigt mit Mannschaft und Geschützen während

der Nacht Gebirge, die kaum ein Einwohner des Landes je überschritten hat und steht plötzlich vor Palermo. Nach dreitägigem Straßenkampfe war die Widerstandsfähigkeit der Königlichen gebrochen und die Perle Italiens dem Könige Franz II entrissen. Garibaldi nahm die ganze Insel für den König von Sardinien in Besitz und schaltete daselbst als Diktator; mit großem Geschick wußte er bald überall wieder Ordnung und Ruhe herzustellen.

Damit war aber der Heldenzug Garibaldis und der „Tausend von Marsala“ nicht zu Ende. Ihr Ziel war: Ein einiges Italien unter dem König Viktor Emanuel; dazu fehlten noch Neapel und der Kirchenstaat. Die Bevölkerung Neapels, gehoben durch die glücklichen Erfolge in Sizilien, hoffte auf Garibaldi als ihren Erretter und erwartete seine Ankunft mit Ungeduld, aber König Franz II. hatte seine ganze Kriegsmacht auf Neapel zurückgezogen, und das Land starrte von königlichen Waffen. Doch Garibaldi war nicht gewohnt, seine Gegner zu zählen, er erwartete in der Stille einige Zuzüge aus Nord- und Mittel-Italien, ließ durch seine Vertrauten die Neapolitaner auf seine Ankunft vorbereiten und plötzlich hieß es: Garibaldi ist in Kalabrien gelandet. Er stand an der Spitze von 5000 Mann. Reggio fiel nach tapferem Widerstand in seine Hände. Der Mut der Königlichen war gebrochen. Es gelang Garibaldi, das Heer des neapolitanischen Generals zu umzingeln; in gemessenem Schritt näherte er sich mit seinem Generalstabe dem Feinde, als sie auf Schußweite gekommen, knatterte das Gewehrfeuer, Garibaldi ging nicht schneller, nicht langsamer; diese Kaltblütigkeit verfehlte ihre Wirkung nicht, ein zweites Kommando blieb unbeachtet, die Soldaten warfen ihre Waffen weg und zerstreuten sich.

Da in allen neapolitanischen Truppenkorps Desertion einriß, so zog sich der König mit den treugebliebenen Truppen, meist schweizerischen und baierischen Söldnern nach Gaëta zurück und überließ die Hauptstadt dem Feinde. Ohne sein Heer, nur von einigen Offizieren begleitet, kam Garibaldi nach Neapel, am Bahnhof empfing ihn unter dem Jubel der Bevölkerung die Stadtbehörde und gleitete ihn zum königlichen Palaste; mit Ausnahme von Gaëta war bald das ganze neapolitanische Land in seiner Gewalt und er übernahm nun wie in Sizilien als Diktator für einige Zeit die Regierung selbst, um sie bald an Viktor Emanuel abzutreten, der dann die

Eroberung vollendete. Nun war noch ein Teil des Kirchenstaates vom gemeinsamen Vaterlande getrennt. Aber in Rom standen französische Truppen, um den Papst und sein weltliches Reich zu schirmen, und Viktor Emanuel durfte nicht zugeben, daß Garibaldi seine siegreichen Waffen auch gegen diesen Punkt richte; er fürchtete, dadurch Frankreich herauszufordern. Zudem beneideten seine Räte den schlichten Mann, den ganz Italien als seinen Abgott verehrte und taten alles, um seinen Siegeslauf aufzuhalten. In weitherziger Entsagung fügte sich Garibaldi dem Willen des Königs, gab die Pläne gegen Rom auf, legte dann alle seine Würden nieder und zog sich nach Kaprera zurück, seine glänzende Stellung mit dem einsamen Privatleben vertauschend.

Der Kampf um Rom. Aber wie hätte Garibaldi taub und gefühllos bleiben können bei dem Flehen und Ringen einer durch die Priesterschaft zu tiefster Schmach erniedrigten Völkerschaft? Daß Rom und Venedig noch unter fremder Herrschaft schmachteten, ließ dem feurigen Patrioten noch immer keine Ruhe. Rom sollte die Hauptstadt Italiens sein, und was die Zaghaftigkeit des Königs nicht wagte, das sollte ihm im Vereine mit Gleichgesinnten gelingen. Von diesem Gedanken durchdrungen trat er eine Rundreise durch Italien an und bereitete einen Zug nach Rom vor. Mit demselben Beifall wie 1860 in Sizilien und Neapel hoffte er auch hier aufgenommen zu werden, allein als er (1862) mit seinen Freiwilligen das römische Gebiet betrat, blieb das entartete Volk ruhig, und Viktor Emanuel sah sich gezwungen, gegen den Besten seines Volkes, gegen den Mann, der ihm, ohne auch nur einen Dank anzunehmen, ein Königreich erobert hatte, mit den Franzosen gemeinsame Sache zu machen. Bei Aspromonte kam es zwischen den Franzosen und Sardiniern auf der einen Seite und den Garibaldianern auf der andern zum Kampfe. Garibaldi wurde am Fuß schwer verwundet und gefangen. Die Unternehmung war gescheitert, als Gefangener mußte der Eroberer von Sizilien und Neapel den Rückweg antreten und ward dann auf Kaprera freigelassen.

Es folgte eine Zeit schwerer Prüfung, die Wunde am Fuße brachte lange Leiden und verzehrte die Kraft des starken Körpers, aber noch heftiger brannte die Wunde im Herzen, die ihm die Gleichgültigkeit des Volkes und der Undank der Großen geschlagen hatten. Ein Anderer wäre kraftlos dem

Unmut erlegen, nicht so Garibaldi. Er haschte begierig nach der ersten Gelegenheit, die sich bot, um seine nationalen Pläne gegen Rom aufzunehmen. Die Zeit schien günstig, als im Jahre 1866 durch den gemeinsamen Krieg von Italien und Preußen gegen Österreich die Befreiung Venedigs gelungen war; da ihn die sardinische Regierung, seine Absichten erratend, schon in seinen Vorbereitungen unterbrach und auf Kaprera militärisch bewachen ließ, so entwich er heimlich und begann (1867) von Florenz aus den Kirchenstaat anzugreifen, wurde aber von den Franzosen bei Mentana geschlagen und geriet wieder in die Gefangenschaft der italienischen Polizei, die ihn jedoch bald in die Heimat entließ.

1870/71. Noch einmal zog Garibaldi den Degen, es war im Verlaufe des deutsch-französischen Krieges (1870/71), als Napoleon III. in Gefangenschaft geraten, das französische Kaiserreich gestürzt und Frankreich zur Republik erklärt worden war. In seinen Augen war es ein Kampf der Republik gegen die Monarchie. Allein von der französischen Regierung zu wenig unterstützt und von den übrigen Generalen meist nur mit Neid und Mißgunst betrachtet, konnte auch er gegen die Deutschen nichts mehr ausrichten. Getäuscht über die Freiheitsliebe der Franzosen, kehrte er beim Friedensschluß zurück, doch wurde ihm zur selben Zeit die Genugtuung zu Teil, Rom von fremden Truppen befreit, den Priesterhänden entrissen und zur Hauptstadt Italiens erhoben und hiemit seine schönsten Pläne in Italien erfüllt zu sehen.

Aus Vögeli & Müller: Wiesendanger.

Interessante Detailschilderungen aus dem Leben Garibaldis finden sich in Senn-Barbieux: Garibaldi, der Freiheitsheld und Menschenfreund.

3. Die kleine lombardische Spähwache.

(Amicis „Cuore“)

4. Die Sanität.

(Aus dem Kriege von 1866.)

Die Ambulanz ist hinter einem schützenden Hügel aufgerichtet worden. Drüben tobt die Schlacht. Der Boden zittert und es zittert die glühende Luft; Dampfwolken steigen auf, die Geschütze brüllen ... Jetzt heißt es Patrouillen ausschicken, welche sich auf die Kampfplätze begeben, um die Schwer-

verwundeten aufzulesen und hieherzubringen. Gibt es etwas heldenhafteres, als solchen Gang mitten in den summenden Kugelregen hinein, an allen Schrecken des Kampfes vorüber, allen Gefahren des Kampfes ausgesetzt — ohne selber dessen wildem Rausche sich hingeben zu dürfen!

Der Sanitätskorporal kommandiert seine Leute nach einer Niederung, gegen welche die Batterie ihr Feuer eröffnet hat. Sie gehen durch den grauen Schleier des Pulverdampfes, und Staub und Erde, da, wo eine Kugel zu ihren Füßen einschlägt, wirbelt vor ihnen auf. Sie sind nur wenige Schritte gegangen, so begegnen sie schon Verwundeten — leichter Verwundeten, die sich entweder einzeln oder paarweise, einander gegenseitig stützend, zur Ambulanz schleppen. Einer fällt zusammen, es ist aber nicht seine Wunde, die ihm die Kraft gebrochen — es ist Erschöpfung. „Wir haben zwei Tage nichts gegessen, machten einen riesigen Marsch von 12 Stunden . . . kamen ins Biwak . . . zwei Stunden darauf Alarm und die Schlacht . . .“

Die Patrouille geht weiter. Die Leute finden selber ihren Weg und können den zusammengebrochenen Kameraden mitnehmen. Die Hilfe muß andern, noch Hilfsbedürftigeren aufgespart bleiben.

Auf dem Steingerölle eines Hügelabhangs liegt ein blutiger Knäuel. Es sind ein Dutzend Soldaten. Der Sanitätsunteroffizier bleibt stehen und legt ein paar Verbände an. Aber mitgenommen werden diese Verwundeten nicht; erst müssen die geholt werden, die mitten auf dem Schlachtfeld fielen — vielleicht kann man diese hier beim Rückzug auflesen.

Und wieder geht die Patrouille weiter, dem Kampfplatz näher. In immer dichteren Scharen wanken Verwundete heran, sich selber oder einander mühsam fortschleppend. Das sind solche, die noch gehen können. Unter sie wird der Inhalt der Feldflasche verteilt; man legt ihnen eine Binde auf quellende Wunden und weist ihnen den Weg nach der Ambulanz. Und wieder geht es weiter. An Toten vorüber, an Hügeln von Leichen . . . Viele dieser Toten zeigen Spuren entsetzlichen Todeskampfes. Unnatürlich weit aufgerissene Augen — die Hände in die Erde gebohrt — die Haare des Bartes aufgerichtet — zusammengepreßte Zähne unter krampfhaft geöffneten Lippen — die Beine starr ausgestreckt, so liegen sie da.

Jetzt durch einen Hohlweg. Hier liegen sie aufgeschichtet. Tote und Verwundete unter einander. Letztere begrüssen die

Sanitätspatrouille wie rettende Engel und flehen und schreien um Hilfe. Mit gebrochenen Stimmen, weinend, wimmernd, rufen sie nach Rettung, nach einem Schluck Wasser ... Aber ach — die Vorräte sind fast erschöpft, und was können die wenigen Menschen tun? Ein jeder müßte hundert Arme haben, um da retten zu können ... doch jeder tut, was er kann. Da erschallt der langgezogene Ton des Sanitätsrufes. Die Leute stutzen und halten in ihren Handreichungen inne. „Verlaßt uns nicht, verlaßt uns nicht!“ flehen die Unglücklichen, doch wieder und wieder ruft das Hornsignal, welches von allem andern Getöse unterscheidbar, deutlich in die Weite dringt. Da kommt auch noch ein Adjutant herangesprengt: „Mannschaft von der Sanität!“ „Zu Befehl!“ erwidert der Korporal. „Mir nach.“

Offenbar ein verwundeter General ... Da heißt es gehorchen und die andern verlassen. „Mut und Geduld, Kameraden, wir kommen wieder.“ Die es sagen und die es hören, wissen, daß es nicht wahr ist.

Und wieder geht es, weiter, dem Adjutanten, der vorsprengend die Richtung weist, im Eilschritt nach. Da gibt es unterwegs kein Aufhalten, ob auch von rechts und links die Weh- und Hilferufe ertönen, ob auch auf die Eilenden selber manche Kugel fällt und den einen oder andern hinstreckt — nur weiter, nur vorüber. Vorüber an Menschen, die sich unter dem Schmerz ihrer Wunden krümmen, die von hinjagenden Rossen zertreten oder von daherrasselnden Geschützen zermalmt werden und welche, die Rettungsmannschaft erblickend, in ihrer Verstümmelung sich ein letztesmal emporbäumen; vorüber, vorüber! Berta v. Suttner: „Die Waffen nieder!“

5. Frankreichs Kriegserklärung an Preußen.

(Wörtliche Übersetzung.)

Der unterzeichnete Geschäftsträger Frankreichs hat in Ausführung der Weisungen seiner Regierung die Ehre, seiner Exzellenz dem Herrn Minister der auswärtigen Angelegenheiten Seiner Majestät des Königs von Preußen folgende Mitteilung zur Kenntnis zu bringen.

Die Regierung seiner Majestät des Kaisers der Franzosen konnte den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron Spaniens zu erheben, nur als ein gegen die Sicherheit Frank-

reichs gerichtetes Unternehmen betrachten und sah sich genötigt, von Seiner Majestät dem König von Preußen die Versicherung zu verlangen, daß sich kein solcher Plan mit seiner Zustimmung verwirklichen könne.

Da Seine Majestät der König von Preußen sich geweigert hat, diese Versicherung zu geben, und im Gegenteil dem Botschafter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen bezeugt hat, daß er für diesen wie für jeden andern Fall sich die Freiheit, je nach den Umständen zu handeln, vorzubehalten gedenke, mußte die Kaiserliche Regierung in der Erklärung des Königs einen sowohl Frankreich, wie auch das europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken.

Diese Erklärung ist noch verschärft worden durch die den Regierungen gemachte Mitteilung der Weigerung, den Botschafter des Kaisers zu empfangen und in irgend welche neue Erörterung mit ihm zu treten.

Infolge dessen hat es die Regierung Seiner Majestät des Kaisers für ihre Pflicht erachtet, sofort für die Verteidigung ihrer Ehre und ihrer gefährdeten Interessen Sorge zu tragen und betrachtet sich, entschlossen, infolge der ihr bereiteten Lage alle für diesen Zweck gebotenen Maßregeln zu treffen, von jetzt an als im Kriegszustande mit Preußen befindlich.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, Seiner Exzellenz etc. etc. die Versicherung seiner vorzüglichen Hochachtung auszusprechen.

Berlin, den 19. Juli 1870. Le Sourd.

5a. Aus dem Rundschreiben des Bundeskanzlers über die französische Kriegserklärung.

.... „Wir haben auf die Kriegserklärung folgendes zu erwidern: Seine Majestät der König, in voller Achtung vor der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der spanischen Nation und vor der Freiheit der Entschlüsse der Prinzen des fürstlich Hohenzollernschen Hauses hat niemals daran gedacht, den Erbprinzen auf den spanischen Thron erheben zu wollen. Die an Seine Majestät gestellten Forderungen von Zusagen für die Zukunft waren ungerechtfertigt und anmaßend. Ihm einen Hintergedanken oder eine feindliche Absicht gegen Frankreich dabei zuzuschreiben, ist eine willkürliche Erfindung.

Die angebliche Mitteilung an die Regierungen hat niemals stattgefunden, ebensowenig eine Weigerung, mit dem Botschafter

des Kaisers der Franzosen zu verhandeln. Im Gegenteil hat der Botschafter amtliche Verhandlungen mit der Königlichen Regierung niemals versucht, sondern nur mit Seiner Majestät dem Könige persönlich und privatim im Bade Ems die Fragen besprochen.

Die deutsche Nation, innerhalb und außerhalb des Norddeutschen Bundes, hat erkannt, daß die Forderungen der französischen Regierung auf eine Demütigung gerichtet waren, welche die Nation nicht erträgt, und daß der Krieg, welcher niemals in den Absichten Preußens liegen konnte, uns von Frankreich aufgezwungen wird.

Die gesamte zivilisierte Welt wird erkennen, daß die Gründe, welche Frankreich anführt, nicht existieren, sondern erfundene Vorwände sind.

Der Norddeutsche Bund und die mit ihm verbündeten Regierungen von Süddeutschland protestieren gegen den nicht verschuldeten Überfall des Deutschen Bundes und werden denselben mit allen Mitteln, die ihnen Gott verliehen hat, abwehren“ .... v. Bismarck.

6. Das Frühstück in Berlin und das Abendessen in Fröschweiler.

Wir müssen nun erzählen, wie die Truppen verpflegt, d. h. mit Speis und Trank und allem Nötigen versorgt wurden. Eine unerquickliche Aufgabe, denn auf diesem Gebiete hatte die Kriegsbereitschaft Frankreichs in der Tat Unglaubliches geleistet. Wie beschämend aber auch solche Tatsachen für eine ruhmreiche Nation sein mögen, sie stehen einmal da wie verhängnisvolle Marksteine in dem Bereich ihrer Geschichte und fordern Betrüger und Betrogene vor den Richterstuhl der kommenden Geschlechter.

Wir waren also mit 6000 Mann Soldaten heimgesucht, hatten auch bereits alle in aufrichtiger Vaterlandsliebe nach Kräften unsere Pflicht getan. Da meinten wir denn, Kaiser und Reich, für welche unsre Söhne und Brüder in den Tod gingen, hätten auch die Pflicht und Schuldigkeit, dieselben zu ernähren und glaubten in unsrer Einfalt, hinter jedem anrückenden Regiment müßten auch allerhand Proviantwagen hereinfahren mit Brot, Fleisch, Wein, Kaffee, Tabak u. drgl. Und die guten „Michele“ (Infanteristen) glaubten das auch,

blieben den ersten Tag bei fröhlichem Humor, schliefen des Nachts gemütlich unter ihren Zelten. Und der Morgen kam und die kleinen Kaminchen der Feldküchen waren schon allenthalben im Lager ausgestochen, und die blechernen Kochtöpfe standen bereit, die erwarteten Suppenvorräte zu verarbeiten; aber es kamen keine Proviantwagen, und Feueranzünden und Abkochen blieben für diesmal erspart. Soit! Einmal ist keinmal .... Der Soldat ist heitrer Laune, zündet ein Pfeifchen an, schnürt den Leibgürtel um ein Knopfloch enger, singt ein Liedchen und gibt sich zufrieden. Allein dieser harmlose Selbstbetrug sättigt doch nicht auf die Dauer. Es wurde Mittag, Nachmittag, Abend — den armen Jungen rappelte es im Magen. Was jetzt? — Jetzt strömten Offiziere und Mannschaften scharenweise ins Dorf hinein, drangen in die Häuser — anständig, verlegen, das Geld in der Hand — „Pardon, Monsieur, Pardon Madame, könnten wir nicht Brot, Speck, Eier, Gemüse kaufen?“ „Kaufen?“ war damals noch die allgemeine Antwort — „nicht kaufen; da nehmt den Laib Brot und das Stückchen Fleisch und die paar Zwiebeln und geht in Gottes Namen.“ — „Merci Monsieur, merci Madame.“ Aber noch waren die nicht zum Hoftor draußen, da kamen schon wieder andere: „Excusez Monsieur, excusez Madame, wir haben heute noch nichts gegessen, ... die Lebensmittel sind nicht angekommen, ... könnten wir hier nicht Brot, Kartoffeln, Wein, Äpfelwein oder sonst etwas kaufen?“ Ja, ja, was wird das geben! — Aber was machen? Da standen die hungrigen Gesellen, bittend, flehend, pour l'amour de Dieu: man mußte sich erbarmen, und wiederum hieß es: „Nicht kaufen, da habt ihr Brot, Kartoffeln, Milch“ oder was sonst noch vorhanden. Und auch diese waren noch nicht abgefertigt, da drängten sich schon wieder andere heran, und so ging's im ganzen Dorf in allen Häusern bis in die tiefe Nacht. Und wie auch die Einwohner wetteiferten in selbstverleugnender Liebe, und an jenem Abend in manchem Hause weniger gegessen wurde, damit die armen Tröpfe auch noch ein Bröcklein kriegten, was war das unter so viele? Wie mancher ist nach langem, vergeblichem Suchen hungrig unter sein Zelt gekrochen ohne vive la France zu rufen, und was mußte erst werden, wenn am andern Morgen, in den folgenden Tagen diese Not keine Abhilfe finden sollte? Und der Morgen kam, und die Sonne stand am hohen Himmel, und 6000 Menschen lagerten, hun-

gerten, marodierten da herum und sollten ihr Blut vergießen und der Hunger glitzerte aus ihren Augen heraus .... O Napolium, wo warst du? Wo waret ihr Marschälle, Senatoren, Generäle, Intendanten und alle ihr goldverbrämten Possenreißer, die in heillosem Spielerwahnsinn diesen Krieg vom Zaune gebrochen und in Berlin frühstücktet, während euere Soldaten hier im eigenen Lande mit der tuchenen Flinte um die Ecke herumschossen? Wo waret ihr in jenen unheilvollen Tagen? Ihr waret nicht da, ihr sahet nicht die Ratlosigkeit, die Erniedrigung, die Blöße und Schande eures Heeres, die matten, hungrig bleichen Gesichter und die finstern Blicke und die zornigen Gebärden und die drohenden Bewegungen eurer Soldaten; ihr hörtet nicht das Klagen, Murren, Fluchen, Verzagen und Verzweifeln eurer Offiziere und Mannschaften. O, wenn's losgegangen wäre, sie hätten mit Löwengrimm gefochten — wer weiß? — vielleicht, ... oder mit Verachtung das Schwert in die Scheide gestoßen. Aber es ging nicht los, sondern wie die Welle die Welle, so trieb eine Stunde die andere und dabei war in diesem fürchterlichen Wirrwarr kein Mensch, der Bescheid gewußt, kein Befehl, der Ordnung geboten, keine Maßregel, die Aushilfe verschafft hätte. Alles rannte in wilder Auflösung durcheinander, Wut und Entrüstung flammten auf allen Lippen. „Wo ist denn der Proviant? und wenn keiner da ist, warum ist kein General auf dem Plan, der solchen mit Gewalt erzwingen kann? Wir sind verraten, man will uns hier draufgehen lassen! Wir gehen zum Feinde über!“ O Schmach und Schande! ... Dort oben vor der Kirche stand der Sous-Intendant militaire (Verpflegungsbeamter), umringt, belagert, von allen Seiten geängstet, sie heischten Fütterung, sie flehten, brüllten! Dort stand er, weinend, wie ein Kind, die Hände überm Kopf zusammenschlagend: „Ich habe ja nichts, ich kann nichts geben! Man hat mich im Stiche gelassen, die Einwohner müssen helfen, sollen um Gotteswillen helfen!“ Wer konnte solchem Notschrei widerstehen? Es wurde sofort bekannt gemacht, jede Haushaltung sollte auf der Stelle einen Ofen voll Brot backen, allerlei Nahrungsvorräte sammeln und dem Vaterland zum Opfer bringen. Es wurden Staffetten in alle umliegenden Ortschaften gesandt mit der Aufforderung, dort das Gleiche zu tun und Brot, Fleisch, Kartoffeln, Wein, Schnaps etc. in aller Eile nach Fröschweiler zu senden. Jetzt fiel wieder ein Lichtstrahl in jene gräßlichen Stunden. Noch

am selben Abend und besonders am folgenden Tag strömten aus Fröschweiler und den benachbarten Dörfern her die Beiträge so freudig, so reichlich, daß dem herzzerreißenden Elend gesteuert wurde und wieder frischer Lebens- und Kampfesmut ins Lager einkehrte.

Was mußte aber schon damals jeder vernünftige Mensch von solch einer Kriegsführung denken? Mußte man sich nicht fragen: „Wenn der Soldat im eigenen Lande auf Selbsthilfe, Betteln und Marodieren angewiesen ist, was soll es, wenn er Sieger, was muß es, wenn er geschlagen wird, im fremden Lande geben?“ Klein, Fröschweilerchronik.

7. Das erste Treffen.

(Ein Patrouillenritt).

Das feindliche Heer bestand aus dem württembergischen Generalstabsoffizier Hauptmann Graf Zeppelin, drei badischen Offizieren und 4 Dragonern. Sie hatten den Befehl, das Land auszukundschaften, ob sich etwa schon bedeutende Truppenmassen im Elsaß befänden. Sulz, Wörth, Fröschweiler hatten sie glücklich passiert und waren von Elsaßhausen aus auf einem wenig gangbaren Waldwege soweit vorgedrungen, daß sie die Eisenbahnlinie von Gundershofen bis Niederbronn und auch ein gut Stück des Hanauer Gebietes überblicken konnten.

Sie waren in einem einsamen Gehöfte, dem Schirlenhof eingekehrt, hatten ihre Pferde in Stall und Schuppen untergebracht, wollten auch von dem harten Ritt ein Weilchen rasten, und schon dampften die Eierkuchen lustig in der Pfanne und sollten auf französischer Erde desto besser schmecken .... Da entsteht plötzlich Lärm .... Das ganze Jägerregiment ist im Anzug, der Hof ist umzingelt ... Was jetzt? — Messer nnd Gabeln fallen aus den Händen, die Säbel fahren aus der Scheide, sie stürzen heraus, verbarrikadieren sich hinter ihre Pferde — es fällt ein Schuß und streckt einen französischen Unteroffizier zu Boden; — es fallen wieder Schüsse — Leutnant Winsloë ist tötlich getroffen, andere sind verwundet; einige Sekunden verzweifelter Gegenwehr, die Übermacht hat gesiegt; zwei Offiziere, zwei Dragoner sind gefangen, Winsloë ist im Verbluten, Graf Zeppelin aber und zwei andere Dragoner sind entkommen. Das französische Regiment machte Kehrt, rückte am Abend unter allgemeinem Jubel

wieder in Niederbronn ein; in Paris wird eine „bataille du Schirlenhof“ mit Feuerwerk gefeiert und auch in Fröschweiler war, als die Jäger wieder kamen, die Freude so groß und die Begeisterung so allgemein, daß unsere guten Leutchen des Gebens, Fragens, Lobens und Verwunderns nicht müde und auch die Soldaten des Essens und Trinkens und Erzählens nicht fertig werden konnten bis in die Nacht hinein. Als Siegesbeute hatten sie eine kurze Kavallerieflinte und einen dicken hölzernen Klöpfel mitgebracht, der zum ewigen Andenken in Fröschweiler aufbewahrt bleibt. Wie diese Siegeszeichen aber angestaunt und gepriesen wurden!

Graf Zeppelin soll, wie die Überlieferung meldet, auf dem Rappen des getöteten französischen Unteroffiziers entronnen und eine Weile nach der Schlacht in den Schirlenhof zurückgekehrt sein und die Zeche bezahlt haben. Vom Schauplatz des Kampfes marschierte er in nordöstlicher Richtung durch den Großenwald, überschritt unweit Fröschweiler die damals schon sehr belebte Reichsstraße und zog dann, immer in Begleitung des sagenhaft gewordenen Rappen am Waldessaum hinüber nach dem Gebirge und als an jenem Abend der Wendlingpeter am Bergesabhang zwischen Nähweiler und Linienhausen, dicht am Wald, die Kühe weidete, da kam auf einmal ein seltsamer Mann, der kein Franzose sein konnte, führte ein müdes Schlachtross am Zaume und fragte, ob er nicht etwas Milch bekommen könnte.

Da schaute ihn der Wendlingpeter erschrocken an.... „Ja, ich würde Euch schon gerne ein wenig Milch geben, wenn ich ein Geschirr hätte, in das ich melken könnte....“ „Da läßt sich abhelfen“, sagte der Mann, — zog ein ledernes Ding aus der Tasche, woraus man trinken und wohinein man auch melken kann, und der Wendlingpeter melkte ganz wacker drauf los, und die Milch schmeckte dem fremden Herrn so trefflich, daß er sich noch einmal melken ließ und dann gab er dem verdutzten Kuhhirten ein Zweifrankenstück, sagte Dank und guten Abend. Und das alles, während vielleicht 300 Schritte dort drüben französische Kavallerie auf- und abjagte und den „Preußen“ im Wald vermaledeite, aber nicht in den Wald kam, denselben zu erschlagen.

Graf Zeppelin zog weiter; kam am selben Abend ins Günstal; trank beim sogenannten „großen Peter“ zwei Schoppen roten Wein und stand den andern Tag nach seinem

strapazenreichen Kundschaftsritt mit wichtigen Erkundigungen auf bayrischem Gebiet. Dem Wendlingpeter aber ist dieser Abend und sein Melken in den ledernen Becher bis ans Totenbett unvergeßlich geblieben. Klein, Fröschweilerchronik.

8. Der sechste August 1870.

(Die Schlacht von Fröschweiler.)

Die ersten Kanonensalven donnern in östlicher Richtung. Der Feind wirft seine Geschosse von der Görsdorff-Dieffenbacher Höhe herüber .... Achtung im Unterdorf. Da gibt's Jammer und Elend. Gottlob, es hat noch keines eingeschlagen. Sie fliegen mehr links, nach dem Monnenbach, gegen den Lerchenberg hinüber. — Von dort kriegen sie Antwort; es knallt drauf und drauf ... Recht so, brav geschossen ... Ob sie hüben und drüben treffen? Wer weiß es! Es scheint aber, die Preußen zielen gut; dort bringen sie schon einen Artilleristen, dem's den Fuß zerschmettert hat. Er sagt, die deutsche Granate sei mitten in die französische Batterie gefahren und habe den Hauptmann und vier Mann verwundet. Man legt ihn ins Schulhaus auf den Boden. Bald hören wir auch Kleingewehrfeuer vom Tal herauf; es knattert recht lustig da unten; sie müssen bei Wörth schon ziemlich nahe an einander sein. Horch! in der Ferne brummt und rasselt auch etwas in der Gegend von Gunstett bei der Brukmühl. Aber das sind erst kleine Eröffnungsszenen zum großen Trauerspiel. Ach, wenn nur dieser Tag vorüber wäre. Das Gehirn wird einem ganz siedend im Kopfe .... So, jetzt wissen wir, wie wir dran sind, Fröschweiler liegt mitten im Kreise .... Gott sei unserm Dorfe und allen Einwohnern gnädig.

Wie ist's plötzlich so stille geworden auf den Gassen, gerade wie wenn der Todesengel überall vorbeistreifte! Nur da und dort noch einige verirrte, verspätete Soldaten .... dann und wann ein geängstigtes Bäuerlein, das an die Straße herausschleicht und lugt, woher der Wind weht. Alles wie ausgestorben. Wo sind die Leute? — Auf der Flucht, in den Wäldern, Steingruben, in den Kellern, massenweise beisammen in den Kellern.

In Meyerhenners Keller ist das halbe Oberdorf — sie müssen schier verschmachten. — Horch wie's kracht!

Was ist da drüben los? Jetzt donnert's auch bei Langensulzbach. Das sind die Bayern! Die Bayern in der Flanke... Hätte das eine Menschenseele geglaubt? Hurra, werft sie hinunter! Der Kampf muß heftig entbrannt sein; die Kanonen brummen gewaltig; die Mitrailleusen knattern, das Gewehrfeuer wird schneller. Es scheint aber, der erste Anprall des Feindes sei siegreich zurückgeschlagen. Den Bayern hat's Schläge abgesetzt, in nördlicher Richtung wird's stiller. Das Treffen zieht sich weiter hinunter nach dem Sulzbächel.... Dort kommen sie gar nicht herauf. Lauter Wald und steile Höhen. —

Seht, da bringen sie Verwundete. Dem armen Turko hat ein Granatsplitter den Arm entzweigeschlagen; sein Gesicht ist wildverzerrt vor Schmerzen.... „Legt ihn in die Schulstube zu den andern.". Da tragen sie auch mehrere Offiziere — schwer getroffen — wie sie zittern und frieren an allen Gliedern. „Wasser, Wasser!" Wir legen sie in die Kirche und erwärmen sie mit Decken und Federbetten. Welche Schreckensbilder! „Ist die Schlacht bald aus?" „Nein, sie hat erst angefangen!"

Es ist etwa 10 Uhr. Nach Norden wird's immer stiller; die Bayern sind also zurückgewichen, um von einer andern Seite wieder anzugreifen. Ganz geheuer kann's nicht sein, sonst käme einer und verkündigte den Sieg! Aber gegen Wörth hinab. Hört, wie's kracht! Dort ist die Hauptmacht des Feindes; sie muß ungeheuer groß sein. Von allen Seiten rollt der Kanonendonner unter Mark und Bein erschütternden Schlägen zu unserm Dorfe herüber; von allen Richtungen fliegen unter gräßlichem Pfeifen und Zischen die feuerspeienden Granaten; ein unaufhörliches, immer heftiger werdendes Gewehrfeuer prasselt und knattert wie fallender Hagel. Weh! Weh! Elsaßhausen steht in Flammen. Süßjockels Haus lodert gen Himmel! Es blitzt und kracht zum Entsetzen. Wohin fliehen in dieser Schreckensstunde! Noch steh ich hier in der Kirche bei den vielen verwundeten Kriegern; wir können sie nicht mehr zählen; die Räume sind überfüllt.... Da liegen sie in ihrem Blute, mit verstümmelten Leibern; Todesblässe, Fieberglut spielt auf ihren Angesichtern, Wut und Verzweiflung stiert aus ihren großen, brechenden Augen.

Ich taumle die Kirchentreppe hinunter und schleiche gebückten Leibes gegen den Schloßhof.... es folgt ein Donner-

schlag — das Geschoß hat hinter mir einem französischen Stabsarzt den Leib aufgerissen; — ich renne weiter — es kommt ein Zischen, erschrecklich, satanisch — die Granate ist mir überm Kopf weggefahren ins Oberdorf. In der Gasse wütet Feuer und Verheerung; das Pfarrhaus steht noch, aber das Scheunendach ist eingeschlagen. Horch, wie's auf den Dächern rasselt .... Es ist ein Uhr. Der Schlachtensturm wütet mit furchtbarer Heftigkeit. Es muß ein verzweifeltes Ringen sein. Es kommt einem vor, als stürzen die Heere mit Tigergrimm auf einander. Ist der entscheidende Augenblick hereingebrochen? Wohin neigt sich die Wagschale des Kampfes?

Klein, Fröschweilerchronik.

9. Die Trompete von Vionville.

(16. August 1870.)

Sie haben Tod und Verderben gespie'n —
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten,

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt,
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein,
Da — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde,
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz —
Um die Toten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heute gefallen,
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten.
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten!

Ferd. Freiligrath.

10. Vor Sedan.

Hinter einem Hügeleinschnitt stand die ganze Division Margueritte — drei Regimenter Chasseurs d'Afrique, ein Regiment berittener Jäger und ein Husarenregiment. Die Trompeten hatten „Abgesessen“ geblasen und das Kommando der Offiziere erscholl „Gurten und Gepäckriemen anziehen.“

Jedes Pferd trug eine unglaubliche Last: die Wäsche in den Halftern, darüber den gerollten Mantel, hinter dem Sattel die Bluse, die Hose und den Quersack mit dem Putzzeug, dann querüber den Proviantsack, abgesehen von dem Bockschlauch, der Feldflasche und dem Feldkessel. Zärtliches Mitleid überkam das Herz des Reiters, während er die Riemen anzog und sich versicherte, daß alles gut halte.

Das dauerte fünf oder sechs Minuten; es hieß, daß General Margueritte vorgeritten sei, um die Gegend auszukundschaften. Man wartete. Die fünf Regimenter hatten sich in drei Kolonnen aufgestellt; jede Kolonne hatte eine Tiefe von 7 Schwadronen, Futter genug für die Kanonen.

Mit einem Male bliesen die Trompeten: „Aufsitzen!“ Und fast allsogleich schmetterte ein anderes Signal: „Gewehr auf!“ Der Oberst eines jeden Regiments war bereits davongesprengt, um seinen gefechtsmäßigen Platz einzunehmen: 25 Meter vor der Front. Die Rittmeister waren auf ihren Posten, an der Spitze ihrer Leute. Nun begann unter Todesstille das Warten. Kein einziges Geräusch, kein Atemzug mehr unter der glühenden Sonne. Die Herzen allein schlugen. Noch ein Befehl, der letzte und diese unbewegliche Masse sollte sich rühren und mit dem Ungestüm des Sturmes vorwärts stürzen. Doch in diesem Augenblicke erschien auf dem Kamm des Abhangs ein Offizier zu Pferde, verwundet und von zwei Leuten gehalten. Zuerst

erkannte man ihn nicht; dann erhob sich ein Grollen und erbrauste in wütendem Lärm. Es war General Margueritte, dem eine Kugel die Wangen durchbohrt hatte und der daran sterben sollte. Er konnte nicht sprechen, er bewegte nur heftig den Arm, da hinüber, gegen den Feind.

Der Lärm wuchs immerzu:

„Unser General! .... Rächen wir ihn, rächen wir ihn!“ Dann erhob der Oberst des ersten Regiments den Säbel in die Luft und rief mit Donnerstimme: „Zum Angriff.“

Die Trompeten erklangen, die Masse setzte sich in Bewegung; anfangs im Trab. (Die größte Gefahr ist in der Mitte, die sich der Feind als natürliches Ziel wählt.) Als man auf dem Kamm des Kalvarienberges war und man auf der andern Seite gegen die weite Fläche hinabzureiten begann, sah man ganz deutlich, an tausend Meter entfernt, die preußischen Karrees, auf die man losgehen sollte. Das Kommando: „Zügel an Zügel!“ wurde wiederholt, um die Glieder möglichst eng zu schließen und ihnen die Widerstandsfähigkeit des Granits zu geben. Dann, im selben Maße, als der Trab sich beschleunigte und in rasenden Galopp verwandelte, stießen die Chasseur d'Afrique nach arabischer Sitte wilde Schreie aus, die ihre Pferde halb toll machten. Bald war es ein teuflisches Rennen, eine höllische Jagd, dieser wütende Galopp, dieses grimmige Geheul, das von dem Prasseln der Kugeln, die auf das Metall, die Feldflaschen, das Messing der Uniformen und der Pferdegeschirre aufklatschten, wie von dem Lärm eines Hagelschlages begleitet wurde. Und durch den Hagel strich ein Orkan mit Sturm und Blitz, der den Boden erbeben machte und im Sonnenschein einen Geruch von verbrannter Wolle und schweißbedeckten Raubtieren zurückließ.

Das Zentrum, von dem Gewehrfeuer durchlöchert und eingerannt, begann zu weichen, während die beiden Flügel auseinanderwirbelten und sich zurückzogen, um wieder ihren ungestümen Anlauf zu nehmen. Es war dies die notgedrungene und vorhergesehene Vernichtung der ersten Schwadron. Die getöteten Pferde verrammelten den Durchgang; die einen waren mit einem Schlage getötet, die andern schlugen in wildem Todeskampf um sich; und man sah abgeworfene Reiter, wie sie mit aller Kraft ihrer Beine liefen und ein Pferd suchten. Schon war die Fläche mit Toten besät, viele Pferde sprengten weiter, kamen von selbst auf ihre Plätze zurück,

um in toller Hast, wie angezogen von dem Pulver, ins Feuer zurückzukehren. — Der Angriff wurde erneuert, die zweite Schwadron stürzte mit wachsender Wut vorwärts, die Leute lagen auf den Hälsen ihrer Tiere, mit gesenktem Säbel zum Einhauen bereit. Zweihundert Meter wurden noch unter betäubendem, gewitterähnlichem Lärm zurückgelegt. Aber wiederum bog sich das Zentrum ein. Menschen und Tiere fielen und hielten mit dem unentwirrbaren Knäuel ihrer Leichen den Galopp auf. Und auch die zweite Schwadron wurde so niedergemäht und überließ vernichtet den Platz denen, die folgten.

Da, als der dritte Angriff in heldenmütiger Hartnäckigkeit erfolgte, vermischten sich die Regimenter unter einander. Es war nur noch eine ungeheure Welle, die sich ohne Unterlaß brach und wieder bildete, um alles, was ihr entgegenkam, niederzureißen. Menschen wurden wie durch einen Windstoß zur Erde geschleudert, während andere auf der Stelle getötet, im Sattel blieben und mit geschlossenen Augenliedern immerzu angriffen.

Und diesmal erschienen die Stoppelfelder hinter den zweihundert Metern, die man neuerdings errungen hatte,, wie mit Toten übersät. Einige waren darunter, deren Kopf sich in die Erde eingebohrt hatte. Andere, die auf den Rücken gefallen waren, blickten die hochstehende Sonne mit schreckerfülltem, aus den Höhlen heraustretenden Augen an. Dann wieder lag ein großes, schwarzes Offizierspferd mit offenem Bauche da, vergeblich bemüht, sich aufzurichten; die beiden Vorderfüße hatten sich in die Eingeweide verfangen. Unter dem Feuer, das sich verdoppelte, wirbelten die Flügel noch einmal auseinander und wichen zurück, um mit verbissener Wut wiederzukehren.

Erst die vierte Schwadron war es, die bei der vierten Wiederholung des Angriffs endlich in die preußischen Linien eindrang. Mit geschwungenem Säbel schlug der Reiter auf Helme, auf dunkle Uniformen, die er wie in einem Nebel erblickte. Pferde bissen sich, wütend geworden, in die feindlichen Reihen hinein. Aber hinter der ersten preußischen Linie war eine andere, dann wieder eine und dann noch eine. Die Heldenhaftigkeit blieb vergeblich, die tiefen Menschenmassen der Gegner waren wie hohes Gras, in dem Pferde und Reiter verschwanden. Man hatte gut niedermähen, es waren immer wieder neue da. Das Feuer donnerte mit einer solchen Stärke

auf Flintenlänge fort, daß Uniformen Feuer fingen. Alles sank dahin. Es war ein Untergehen zwischen den Bajonetten inmitten durchstochener Leiber und gespaltener Schädel. Die Regimenter verloren zwei Drittel ihrer Mannschaft. Von diesem berühmten Angriff blieb nur der glorreiche Wahnsinn, ihn versucht zu haben. Zola, „Débâcle.“

11. Schreiben Napoleons III. an König Wilhelm.

Mein Herr Bruder!

Da es mir nicht vergönnt war inmitten meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in Ew. Majestät Hände niederzulegen.

Ich bin Ew. Majestät guter Bruder

Napoléon.

Sedan, den 1. September 1870.

Antwort Wilhelms.

Mein Herr Bruder!

Indem ich die Umstände bedaure, unter denen wir uns wiederfinden, nehme ich Ew. Majestät Degen an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere mit Vollmacht zu versehen, namhaft machen zu wollen, um über die Übergabe der Armee zu unterhandeln, die sich unter ihrem Befehl so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich hiezu den General von Moltke bestimmt.

Ich bin Ew. Majestät guter Bruder

Wilhelm.

Vor Sedan, den 1. Sept. 1870.

12. Paris während der Belagerung.

Als Anfangs Oktober 1870 die Einschließung von Paris in Aussicht stand, beeilte sich die Stadtverwaltung die Verproviantierung der Riesenstadt an die Hand zu nehmen. In den verschiedenen Parkanlagen pferchte man 220,000 Schafe, 40,000 Ochsen und 12,000 Schweine ein. Da der Durchschnittsverbrauch von Paris täglich auf ungefähr 1000 Schafe und 700 Ochsen geschätzt wurde, glaubte man einer Belagerung ruhig entgegensehen zu dürfen. Was das Mehl anbelangte, besaß Paris einen Vorrat von 300,000 Zentnern, ohne die Mengen in Rechnung zu ziehen, die sich bei den Bäckern

befanden und die man auf 200,000 Zentner schätzte. Dazu kamen noch 30—40,000 Zentner gesalzenes oder konserviertes Fleisch, ein beträchtlicher Vorrat von gesalzenen Fischen, enorme Mengen von Salz, 100,000 Zentner Reis, 10,000 Zentner Kaffee, ohne die Lager der verschiedenen Warenhäuser und Kaufleute.

Alles, was es in Paris von leeren Bauten gab, wurde für die Aufbewahrung der Vorräte verwendet. Man erinnerte sich, daß das neue, noch nicht bezogene Opernhaus auf einer Quelle erbaut sei. Damit nun, wenn die Preußen der Stadt das Wasser abgraben sollten, das köstliche Naß nicht fehle, durchbohrte man die Grundmauern des Baues und füllte die weiten Tiefen der untern Räume mit Wasser. In den übrigen Teilen der Oper stapelte man Korn, Mehl, Kartoffeln, Wein auf. Sogar eine Militärbäckerei und eine Offiziersküche errichtete man in den Hallen dieses von Marmor und Gold strotzenden Palastes. Schwieriger war die Ausbesserung der Befestigungen, die teilweise in ganz unbrauchbarem Zustand waren, doch wurden auch diese notdürftig instand gestellt.

Inzwischen rückten die Preußen wirklich heran. Von allen Seiten flüchteten die Landleute mit ihrer Habe nach der Hauptstadt, wo sie sich unter dem Schutz der Befestigungen geborgen glaubten. Dermaßen stieg die Gesamteinwohnerzahl auf gegen zwei Millionen Menschen. Die Umgegend von Paris verödete, indem die Franzosen, um dem Feind keine Stützpunkte zu gewähren, die meisten Gebäude selbst zerstörten.

Die Stadt aber behielt ihr ganzes Aussehen lärmender Fröhlichkeit. Am Abend erglänzten die Läden im Lichtschein. Die Cafés waren überfüllt. Die Bevölkerung spazierte sorglos in den Straßen umher, in welchen es von Soldaten aller Truppengattungen wimmelte. Nach wenigen Tagen merkten die Pariser, daß die Deutschen mit der Einschließung der Stadt Ernst machten und jetzt rannte Alles zu den Lebensmittelhändlern. Die Preise stiegen von Tag zu Tag. Da die Vorräte, welche die Regierung angeschafft hatte, sehr bedeutend waren, blieben zwar die Brotpreise noch ziemlich niedrig. Anders stand es mit dem Fleisch. So kam man dazu, Pferdefleisch zu verwenden, einmal weil es an Futter für die Tiere fehlte und dann auch weil viele Luxuspferde mit Brot gefüttert wurden! Die Regierung ließ, um dieser Vergeudung

abzuhelfen, alle Pferde, die nicht zu militärischen Zwecken Verwendung fanden, abschlachten, Da wanderte der bescheidene Droschkengaul neben dem stolzen Renner des Sportmannes zum Metzger.

Jedem Bürger wurden Brot, Wein und 30 Gramm Fleisch täglich verabfolgt. Man schöpfte mit vollen Händen aus den Vorräten der Regierung, ja man vergeudete diese geradezu. So konnten bald nur noch 300 Gramm Mehl pro Kopf täglich abgegeben werden. Und was für Brot wurde hieraus gebacken! Es war eine klebrige, schwärzliche Masse, die aus den Überbleibseln aller möglichen Dinge hergestellt schien. Die Folge dieser schlechten und ungenügenden Nahrung waren Krankheiten und zunehmende Sterblichkeit. Man begegnete nichts als Leichenwagen, die sich ohne Begleitung dem Kirchhofe zu bewegten. Bei Kindern machte man noch weniger Umstände. Ein Leichenträger nahm den kleinen Sarg unter den Arm und brachte ihn, wie irgend ein unbedeutendes Paket, bis zu dem gemeinschaftlichen Loch, wohin man es zu den andern warf. Die Pariser Kirchhöfe, welche schon vorher zu eng waren, wurden überfüllt von Leichen, mit denen man nicht wußte, wohin.

Die Wenigsten konnten mit der von der Regierung verabfolgten Nahrung auskommen und sahen sich deshalb nach anderen Lebensmitteln um. Diese aber wurden bald für manchen unerschwinglich. Eine Gans, die man sonst für 5—7 Fr. kaufte, kostete 25—30 Fr., ein Huhn 14—15 Fr., ein Paar Tauben 12 Fr. Ein Truthahn galt 53 Fr., ein Paar Kaninchen 36 Fr. Das kg geräucherten Schinken bezahlte man mit 16 Fr., Lyonerwurst mit 32 Fr., Ochsen- und Pferdewurst galt nur 4—6 Fr. pro kg. Seefische, welche die Pariser so sehr liebten, gab es bald gar keine mehr, die Süßwasserfische wurden selten. Verhältnismäßig am teuersten war frisches Gemüse: ein Kohlkopf galt 1. 50 Fr., ein Büschel Karotten 2. 50 Fr., ein Liter Bohnen 5 Fr. Das Dutzend Eier kostete 5 Fr., das kg Butter stieg auf 25—45 Fr.! Da sah man Frauen, die stundenlang geduldig vor den Lebensmittelmagazinen warteten, bis die Reihe an sie kam. Nach einem Monat sah man sich genötigt, die Tiere des zoologischen Gartens abzuschlachten und sogar der Liebling aller, der Elefant, wurde verzehrt. Katzen und Hunde galten als ein Leckerbissen, eine Ratte kostete 1. 50 Fr.!

Immer mehr machte sich auch der Mangel an Brennmaterial fühlbar. Die noch vorhandenen Vorräte mußten für die Geschützgießereien und die Feldlazarette verwendet werden. So wurde die Stadt, die der Steinkohle zur Herstellung des Gases ermangelte, nur noch mit Petrol erleuchtet. Es fuhren keine Wagen mehr, man hatte ja die Pferde verzehrt. Die Läden waren geschlossen, Paris schien ausgestorben.

Dazu kam der Donner der Kanonen in den vorgelagerten Forts. Seit dem 27. Dezember 1870 hatten die Deutschen mit dem angedrohten Bombardement begonnen. Erst war nur hie und da eine Granate niedergefallen, jetzt war es ein unaufhörlicher Regen von Sprenggeschoßen, deren Splitter nach jeder Richtung hinflogen, Menschen und Tiere durchlöcherten, zerrissen und mit den entsetzlichsten Wunden bedeckt, darniederwarfen. Viele der deutschen Batterien waren maskiert, d. h. den Franzosen nicht sichtbar, oder besaßen Geschütze, die weiter trugen als die Verteidigungskanonen. So sahen sich die tapferen Seesoldaten, welche die französische Artillerie sonst meisterhaft bedienten, außer Stande, dem Feinde Schaden zuzufügen und mußten froh sein, ihre Geschütze retten zu können, von denen die meisten durch freiwillige Beiträge der Pariser gegossen worden waren. Immer enger schlossen die Deutschen den eisernen Kreis. Anfangs hatte sich das Bombardement auf die Befestigungen im Osten beschränkt, jetzt ging es wie ein fortgesetztes dumpfes Getöse über ganz Paris dahin. Größer als die eigentlichen Verluste war der Schrecken, welche diese Beschießung verbreitete. Allmählich gewöhnte man sich aber auch hieran. Granatsplitter wurden als „Andenken an die Belagerung“ von den Gassenjungen gesammelt und verkauft. Männer, Weiber und Kinder liefen, wenn ein Geschoß sich eingegraben hatte, hinzu und die Regierung sah sich genötigt, den Parisern den Aufenthalt an Orten, wo die Granaten niederprasselten, zu verbieten.

Nach und nach aber erlahmte der Widerstand. Der Verkehr mit der Außenwelt konnte nur noch mittels Brieftauben und Luftballons aufrecht erhalten werden. Die Hoffnung auf Entsatz durch französische Heere hatte sich als eitel erwiesen. So ergab sich Paris, nachdem es vier Monate und zwölf Tage heldenmütig Widerstand geleistet. Alle Schrecken der Belagerung: Hunger, Krankheiten, Beschießung und dazu noch

den Bürgerkrieg während der Einschließung hatte die tapfere Stadt erduldet; alle Durchbruchsversuche waren vergeblich gewesen; siegreich blickten die deutschen Truppen auf die endlich bezwungene Feindin.* Nach Garcey.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Das mußte auch Napoleon erfahren. Nach seiner Gefangennahme in Sedan wurde er von den Siegern und auch von seinen Landsleuten in Bild und Wort verhöhnt. Ein solches Spottgedicht ist

13. König Wilhelm saß ganz heiter.

Von W. Kreusler.

König Wilhelm saß ganz heiter
Jüngst zu Ems, dacht gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesunnen,
Trank er seinen Krähnchenbrunnen
Als ein König und ein Held.

Da trat in sein Kabinette
Eines Morgens Benedette,†
Den gesandt Napoleon.
Der fing zornig an zu kollern,
Weil ein Prinz von Hohenzollern
Sollt auf Spaniens Königsthron.

Wilhelm sagte: „Benedettig!
Sie ereifern sich unnötig,
Brauchen Sie man nur Verstand;
Vor mir mögen die Spaniolen
Sich nach Lust 'nen König holen,
Meint'halb aus dem Pfefferland."

Der Gesandte, so beschieden,
War noch lange nicht zufrieden
Weil er's nicht begreifen kann;
Und er schwänzelt und er tänzelt
Um den König und scharwänzelt,
Möcht es gerne schriftlich ha'n.

---

* Weitere Stoffe über den Krieg überhaupt in Alphons Daudet: „Contes du Lundi" und Guy de Maupassant.

† Benedetti war der französische Geschäftsträger.

Da sieht unser Wilhelm Rexe*
Sich das klägliche Gewächse
Mit den Königsaugen an.
Sagte gar nichts weiter, sundern
Wandte sich, so daß bewundern
Jener seinen Rücken kann.

Als Napoleon das vernommen,
Ließ er gleich die Stiebeln kommen,
Die vordem sein Onkel trug.
Diese zog der Bonaparte
Grausam an, und auch der zarte
Lulu** nach den seinen frug.

So in grauser Kriegesrüstung
Rufen sie in stolzer Brüstung:
„Auf Franzosen, über'n Rhein!"
Und die Kaiserin Eugenie
Ist besonders noch diejen'ge,
Die ins Feuer bläst hinein.

Viele Tausend rote Hosen
Stark nun treten die Franzosen
Eiligst unter'n Chassepot,
Blasen in die Kriegstrompete
Und beim Heere an der Tête
Brüllt der tapfre Turiko.***

Der Zephire,† der Zuave,††
Der Spahi††† und jeder Brave
Von der grrrande nation;
An zweihundert Mitrailleusen
Sind mit der Armee gewesen
Ohne sonstiges Kanon.

---

* Rex = König.
** Lulu, Sohn Napoleons.
*** Die Turkos sind eine afrikanische Fußtruppe der französischen Armee.
† Leichte afrikanische Infanterie.
†† Ursprünglich Mietsoldaten, die aus Afrikanern bestanden. Jetzt befinden sich unter diesen Truppen auch viele Franzosen.
††† Leichte afrikanische Reiter.

Deutschland lauschet mit Erstaunen
Auf die fränk'schen Kriegsposaunen,
Ballt die Faust, doch nicht im Sack;
Nein mit Fäusten, mit Millionen
Prügelt es auf die Kujonen
Auf das ganze Lumpenpack.

Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
Und spricht dann mit seinem Sohne:
„Fritz, geh hin und haue ihm!"
Fritze, ohne lang zu feiern,
Nimmt sich Preußen, Schwaben Bayern,
Geht nach Wörth und hauet ihm.

Haut ihm, daß die Lappen fliegen,
Daß sie all' die Kränke kriegen
In das klappernde Gebein,
Daß sie, ohne zu verschnaufen
Bis Paris und weiter laufen
Und wir ziehen hintendrein.

Unser Kronprinz, der heißt Fritze
Und er fährt gleich einem Blitze
Unter die Franzosenbrut.
Und ob wir uns gut geschlagen,
Weißenburg und Wörth kann's sagen;
Denn wir schrieben dort mit Blut. —

Ein Füs'lier von dreiundachtzig
Hat dies neue Lied erdacht sich
Nach der alten Melodei.
Drum ihr frischen, blauen Jungen,
Lustig darauf losgesungen!
Denn wir waren auch dabei.

Bearbeiter: *R. Wirz,* Winterthur.

1. Der Brand von Uster.

Der Volksdichter Jakob Stutz, ein Zürcher Oberländer, stellte in einem Drama, das in vier Zeiten zerfällt, den „Usterbrand" dar. Er hatte manche der Personen, die gefangen, mit Ketten klirrend an ihm vorüberwankten, als harmlose Knaben, lebensfrische Jünglinge gekannt und es durchzuckte ihn schmerzhaft, diese sonst gutmütigen

Menschen als böswillige Verbrecher beurteilt zu sehen. Er wollte nun durch seine dichterische Bearbeitung zeigen, daß schlechte Volksbildung und die Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse durch die Maschine die eigentlichen Urheber der Freveltat waren.

1. Zeit: **Die Spinnstube** (um 1807).

Noch sind die Zeiten der Handspinnerei, da die Leute oft des Abends zueinander auf Besuch kommen, damit die Arbeit unter gegenseitigem Erzählen, bei Gesang und Scherz, angenehmer von statten gehe. Noch erlauben die Verhältnisse ein erträgliches Auskommen.

Die Familie erwartet den Vater, der dem Baumwollherrn das gesponnene Garn gebracht hat. Er kommt ganz gebrochen nach Hause, da er für seine Lieferung nur noch den halben Lohn erhalten hat. Er klagt:

Das ist en Lebelang, das ist e Strof,
Wenn's eismols derig grusam Zite gitt!
Er hät Garn übercho, de Bauleherr,
Gern hundert Stund wit har us Engeland.
Mä sait ehm nu Maschinegarn.

Die Großmutter meint:

De Bonepardi wird schätzwol
Das Hexewerch ersinnet ha.
I glaube heilig s'sei e Stuck von ihm.

Nachbar Joggi vermehrt die Angst vor den kommenden Hungerzeiten:

Jä loset nu auh was ih säge will!
S' geb scho so es Maschinehus
Bi Zürih oder Winterthur, händ s' gsait.

Und bereits denkt Nachbar Felix an Selbsthülfe:

Jetz uf! hinder die Räder har!
Mit Haue, Chärste, Bielere-n-und was
Mä-n' atrifft, Heulüücher und Isegable . . . .

2. Zeit: **Die Webstube** (um 1814).

Sieben Jahre genügten, um die Verhältnisse total umzustürzen. Die Entwicklung der Maschinenspinnerei zwang die Handspinner, zur Weberei überzugehen. Die kleinen, heimeligen Stuben sind von lärmenden Webstühlen angefüllt. Zwei Kinder weben, Vater und Mutter spuhlen.

Vater Chasper klagt:

Was für en Lärme-n-ist in eus'rem Hus!
Mä g'hört sis eige Wort schier nüd.
Wie raßled au die Schiffli hin und her.
Wie stampfed Trete-n-und wie tanzed d'Gschirr.
Es wird eim sicher schier gar trümmlig drab.
Wie surred d'Walze-n-und wie rumpled d'Lade,
Wie neggelet's, wie niggelet's und thuet's.
Wie schmätteret s'Spuelrad und wie chuutet d'Häspel.
Weiß nüd wo i und us,
Keis Rüehli ist im ganze Hus.

Die Erinnerung an die vergangenen, besseren Zeiten würgt an seinem Herzen:

Wie still und groß ist amig auh die Stube gsi.
S' ist eisig gsi wie Sunntig drinn.
Und jetzt so eng, vom Feister bis zur Thür
Findt nu de Tisch keis Plätzli meh zum Stoh,
Hät müeße-n-ufghänkt werde, dört a d'Wand.
Und ach, ich gsehne nüd emol meh recht
Zum Feister us. S' ist doch e Plog!
Hä-n-amig do vom Ofebank so schön
I d'Wiese-n-und a d'Schneeberg dure gseh.
Jetzt decked und verdunkled d'Webstüehl alls.
Dänn ghört mä vo dem Grassl nu
Keis Vögli meh vorusse singe. O!
Wie mängsmol hä-n-ehne-n-ich auh
Zue gloset do bim Spinnrad zue.
Wenn so zur Frühligszit, im Hölzli ene,
De Morge früeh scho d'Amsle gsunge händ.
Und s'Finkli, s'Spiegelmeisli uff
Em Zwetschgebaum. Wie schön isch nüd auh gsi!
Und wenn äfange d'Bäum voll Bluest gsi sind,
Die Wiese grüen und alls ei Bluem,
Dänn hät ein Niemäd meh bha i der Stube.
Do häd mä d'Rädli gno und Alls
Hät gspunne dusse, Jungs und Alts.
Und jetz, daß Gott erbarm! gseht nu
Bald keis de Früehlig meh. Do wenn's
Am schönste-n-ist vorusse, müend die Chind
Im nasse füechte Cheller une si;
In dunkle Stube-n-oder in Maschine.

Ach Gott! und dört isch dänn halt gar.
Die Chind verdorret und verchrüpled ganz.
Händ weder Schlof, noh Esse meh
Zur rechter Zit, und werded grusam leid.
Wend nüme folge, nüme bete. Churz,
Die Welt wird böser alli Tag.

Sein Sohn Nöggli sieht die neue Zeit mit andern Augen an:

Wer jetz frisch ist und woge darf,
En große Gwerb afangt, de wird
Rich werde-n-in're churze Zit.
Ist nüd s' Bachhänslis Bueb en große Herr?
Er hät bi Gost es Hus s' ist wie-n-es Schloß.
Und hät erst no kein eigne Schillig gha.

3. Zeit: **Fabrikantennot** (um 1824).

Er und andere fangen an, Garn zu kaufen; sie nehmen Weber in ihren Dienst und verhandeln das gewonnene Tuch. Zuerst geht alles gut. Nöggli bringt 1200 Gulden auf die Seite. Das Hungerjahr 1817 frißt aber alles auf und stürzt diese Kleinfabrikanten in die Schulden. 1824 sind alle unrettbar verloren.

Nöggli gibt seiner Verzweiflung Ausdruck:

I weiß nüd, wo-n-ih ane will,
Bi bald sä-n-arm as Lazärus,
Und darfs keim Mensche chlage, nei!
Mueß eisig thue no as stand alles guet,
Nu daß i de Kredit nüd ganz verlür,
Und nüd i Spott und Schand ie chöm.
Mueß mine Webere vo jedem Stuck
Viel me ge, as ich selber löse drab,
Nu daß s' mer blibet und mer helfed chehre.
Dänn wüssed's, daß ich so a s' bunde bi,
Und machets s' Tuech wie sie gern wend!
Und mit em Garnherr hä-n-is wieder so. — — —
S' ist g'ange, wo-n-ih no ums s'Baar
Hä chöne handle; ja do hät er mer
So rechti Waar g'ge. Aber jetzt,
Wenn er mer Mist wor ge für Garn, so müeßt
Ih 's zahle-n-as wie wenn 's vom beste wär.
Dänn gitt's schlechts Tuech und löst nüd drab.
Jetzt säget: wer wöt chöne bstoh deweg?

Der Gemeindeammann, der mit seinen Zahlungsbefehlen ein ständiger Gast dieser Leute ist, verbreitet durch seine Neuigkeiten den größten Schrecken:

— — — Die Zit ist schlecht,
Und meh as schlecht: ich aber hä
Es Vögeli ghört pfife — ja —
Wänn das wohr ist, so müend mir froh si, wenn's
Nu deweg blibt — — — —
S' geb Webmaschine, häni ghört,
S' müeß bstimmt e ganzi Wohret si,
Daß z'letzt kein Mensch meh vo Hand webe chön,
Und gang wie's mit em Spinne g'gange-n-ist.

Die zu Tode erschrockene Großmutter bittet:

Um tusig Gottes Wille! Wenn er auh
Chönd mache, daß s' kei so Maschine gitt,
Sä thüend's, sä thüend's doch, bitti auh!

Und der Schulmeister entwirft eine Bittschrift an die Regierung:

„— — — Mann hat uns vor Johren die spinnrädlein mit Allem Gewalt weggeno und darmit ist ahles glück und sägen fortgewichen. Da hat man die Zuflucht von den Webstühlen genomen der Ferdienst war Nicht Ungering gewesen, in der erste aber doch kamm ieder Husvatter in dye schulden Herrein Wyl allen blatz zu den webstühlen zu klein gewesen Wahr, und Mann hat pouen müsen. — — — — Ein Webstuhl brucht feufmol Meer blatz alls ein Spinnredli und kostet Zähn mol Meer als es. — — — — Denken selper Nohen waß Wier auf unseren bergen open müßten Thun. Oder Sollen Wier Unsere kinder dan von unß tun in Gottlose Maschyenen allwo Sie allda an Lieb und seele ferrdeerbt Werdet. Nein daß können Wier Nicht und Sind eß auche nicht im stand. Wahrlich wahrlich ich Sage euch Eine mutter soll auf ihr Kind Achtig geben wie eine Gluggeri auf ihre Hüenli achtig Gibt. — — — Dorum bitten Wyr eüch habbed Erbarmuß um des jüngsten und lesten Gerichtswillen lassen die Webmascheinen nicht aufkommen."

Nachbar Felix, der mit seinem „Gewerb" auch bis an die Ohren in Schulden steckt:

Ach muß i ächt noch so unglücklich si,
I Noth und Armuet cho, i Spott und Schand?

Verrüeft werde-n-als Lump vor allem Volch,
En Fingerzeig do si der ganze Gmeind?
O, nei! das chann ich nüd lo gscheh!
Ja wehre will ich mich bis uff en Tod.
Zieht Eine-n-us, uf die Maschine los,
So hilft dänn Alles nüt, bin ich de Zweit.

Und alle geben ihm Beifall:

Und ich! — Zieht eine-n-us, bin ich de Zweit.

4. Zeit: **Zerstörungswut.** (1830—32).

Zu Anfang der dreißiger Jahre ist keine Besserung zu spüren, im Gegenteil, alle Befürchtungen sind wahr geworden. Nachbar Felix bringt die Schreckensnachricht:

Jetzt hämmer die groß mächtig Strof,
De Hölledrach scho vor der Türe zue.
Grad chunt min Große hei vo Uster ue
Und jomeret erschröckeli und sait,
Daß dört scho so e Webmaschine hai.
Sä goht's, sä wor as ich en Sünder bi,
Wie's mit de Spinnmaschine g'gange-n-ist;
Sie wachsed gwüß wie Pilz zum Bode-n-us.

Die Nachricht vom Ausbruche der Julirevolution erregt die Leute außerordentlich und weckt geheime Hoffnungen. Nachbars Babel:

Jetzt wird's dän doch emol los goh.
Z' Paris ist Reväluzion.
Si händ de König abgsetzt und furtg'jagt.

Der alte Feind der Maschinen, Nachbar Felix:

Sä gwüß, daß s' Revolution mueß ge,
Sä dringt mä z'allererst uff das,
Daß d' Webmaschine müeßed furt.
Und wenn d' Regierig das nüd igoh will,
Sä wird sie so gwüß abgsetzt, daß jetz Ährn ist.

Die Veranstaltung des Ustertages wird deshalb freudig begrüßt.

Nöggli:

Gott lob und Dank! jetzt ist die Zit
Doch emol cho, wo-n-eus cha ghulfe werde — —
Denk Ätti, s' git e Landsgmeind morn,

Und alles, alles zieht uff Uster zue,
Und jede dörfi säge dört,
Was er vo der Regierig wöll,
Und was er weuschi, was ehm fehl.

In Scharen folgen sie dem Rufe.

Babel: Herr Jesis Gott! Wie goht das auh!
Mit Lebtig hä-n-ih doch no nüt so gseh.
E großi Strof! Wie springet d' Lüt,
Vo-n-alle-n-Orte här, vo Berg und Tal,
S'ist gwüß wie wenn en Imm glo hätt.
Nu keine goht em rechte Weg meh noh,
Alls über Stude-n-ie und Stöck.

Und am Abend kehren sie jubelnd heim.

Felix: Hüt hä mer öppis usgricht, Sapperment.
Wött nüd um hunderttusig Guldi, daß
Mä nüd do abe g'gange wär.
De Tag vergiß ich ebig nüd.

Großmutter:
Und chönd d'Maschine-n-jetz eweg?

Felix: Das hät mä-n'is versproche-n-überlut.
Ämel ich ha's aso verstande gha,
Und all, wo mit mer sind durab.

— — — — — — — —

Die armen Weber werden grausam enttäuscht.

Nöggli klagt:
Händ ghoffet, gwartet jetzt scho bald zwei Jahr
Und kei Hülf, kei Erlösig ist is cho. — —
S'hätt alles g'hoffet, alles gmeint, wo
All Stadtregierigsräth abg'ge gha händ,
Und druf fast all sind worde-n-ab em Land,
Jetzt werdi die Maschine gwüß furtcho — —
Jetzt stoht das Hus prezis no wie dävor;
Tüend webe Tag und Nacht drin, s'viel as s'mönd.

An der Gedächtnisfeier des Ustertages, die am 22. Nov. 1832 stattfinden soll, wollen die Oberländer auf der Durchführung ihrer Forderungen bestehen oder Gewalt anwenden.

Hansli: I hä-n-es Bitzeli ghusiert
Um Züri ume-n-und am See,
Und bi do über Dürte, Wetzike,

Hiwyl und Bäretschwyl und Baumä hei.
Jetz hä-n-i ghört, es geb es Fest,
Der Ustertag werd g'fiiret z'Uster une.
Die Herre chömmed wieder wo s'erst Mol;
Und alles sait, wenn's nüd versprechet, daß
Die Webmaschine nüd im Augeblick
Müeß furt, so zündet sie si a.

Felix feuert die Nachbarn an:

Ihr Manne! also morn uff Uster zue,
Verspricht mä-n-is nüd z'helfe, dänn — —
Ja dänn, mä wird's erfahre-n-ist d'Mooß voll;
Und's wird, dört a dem Höllehus,
Kein Stei meh uff em andre glo.
Der Erst will ich nüd si, aber de Zweit.

Und alle stimmen ein:

Der Erst will ich nüd si, aber de Zweit.

Der Vorabend des Ustertages ist da. Alle haben bange Ahnungen.

Felix: Frau weck d'Chind und thue s'is Bett.
Chum Chuerli mach mer noh es Ähli, gschwind
Nu chüß mi — druck mi — so isch recht: — —
Chum Anneli! säg au guet Nacht.
Jetzt schlafet wohl, und betet auh!

Nach schlafloser, unruhiger Nacht seufzt er, zum Fenster hinausblickend:

Die Gegend ist mer doch no nie
So sunderbar für d'Auge cho.
Und s'Brünneli vor em Hus,
Es rödelet de Morge-n-auh,
Es ist mer, hai's no nie so g'hört.
S'ist wie wenn's mit mer schwätze wött.
Ach sait's viellicht, i söll diheime si? —
Wie isch mer doch de Morge-n-auh
Sä kurios und wunderbar.

Die gleiche Stimmung beherrscht die andern:

Ganz Gschaare ziehnd durab is Thal
Allweg viel stiller as s'erst Mal
Mer händ no keine juchse ghört.

Schwere Angst bedrückt die zurückgebliebenen Familienglieder:

Mutter: Jetzt werdet s' d'une si. Wie goht's ächt au?
I hä kei Rueh und hä kei Rast. Es ist
Mer wind und weh, mag si, nu wo-n-ich will.
Und bi nüd im Stand en Werchstreich z'thue;
Herr Jesis! Wenn's au müeßt es Unglück ge!

Die Aufregung steigt:
Mä seit, es brünni z'Uster une, denn
Mä gsech en fürchterliche Rauch ufgoh,
Und s'rasslet scho Füürsprütze furt.

Hans Heiri kehrt vor Schrecken halbtot von Uster zurück:
— — — Ach min Herr Gott,
Im Himmel obe, wie goht's zue
Mit senge, brenne, mörde-n-und z'todschlo.
Ganzi Wäge volle füehrt mä fuhrt,
Bunde-n-und gfange-n-alls uff Zürich zue.
Und Füür und Rauch und Dampf stigt uf
Us dem gross mächtige Maschinehus. — —
Es chunt fürwohr nüd Eine meh.
Wer si nüd flüchte cha, wird packt,
Und sei er schuldig oder nüd,
Da fröget mä keis Bitzli meh därnoh.
Fast alls ist untreu geg'enand. — —
Nu Eine hä-n-i gseh, de ist allweg
Do umenand diheim. Das ist dänn wohr,
Daß de wie-n-e wilds Tier drigfahre-n-ist.
„Zue! Zue! mä mueß sich selber hälfe, wenn
Eim d'Obrigkeit nüd helfe will!
Ich woge Lib und Lebe, Guet und Bluet!"
De hä-n-i bund und gfange gseh.
Und gschlage händ s'ehn, o Herr Jesis Gott!
Churz, s'Bluet ist ehm zu Mul und Nase-n-us.

Lisbeth: Weisch nüd, wie-n-er däthar cho ist? —

Hans Heiri: Wol wol, — er hät es roths Libschöpli a.

Lisbeth (laut jammernd):
S'hät gfehlt! — er isch — Herr Jesis Gott, min Ma! — —
O Felix! arme Felix! ach warum
Häst du do abe müeße hüt!

Nur wenige kommen heim. Schwere Reue und Angst vor der Strafe spricht aus ihren Worten.

Heiri: Er chöntet doch nüd glaube, wie das mich
Auh tusigfältig graue-n-ist, und gäb
Der Augeblick mi Chleider ab em Lib;
S' letzt Räppli, de letst Pfenig gäb ih har,
Wenn d'Sach noh stiend, wie's gester gstande-n-ist —
Nei, azündt hä-n-ich nüd, das weißt min Gott;
Verstöre ghulfe-n-aber, das ist wohr.
Denn, wo-n-ich das hoffärtig Hus gseh ha,
Und ase dei hä müeße denke, das
Do bringt nüt as Elend über eus,
Und was s' auh für es Glück wär, wenn's nüd stiend.
Daß mir do wege-n-e paar Herre, die
Rich möchtet werde, söttet i die größt
Armueth und was no schwerer ist,
Um Ehr und guete Name cho. Jä do
Hät's g'kochet i mer inne und hä denkt:
Wenn nu das Gspeist bald brünne wor.
Druf währt's nüd lang, so flacket's scho.
Und ich hä zitteret vo Freud und Zorn — — —
Ich uf und schlone grad zwei Thörlifeister i — —

Die Landjäger erscheinen mitten in der Nacht im Dörfchen und bemächtigen sich der Entwichenen.

Nöggli, der aus dem Bette geholt wird, nimmt herzzerbrechenden Abschied:

(Zu seiner Frau:)
Und dich — dich mueß ich jetzt deweg verloh —
Hülflos in allem Lide-n-allem Leid,
Cha dir und cha de Chinde nüt meh si — —
Nimm no min Dank für all di Liebi, für
Di Sorge für die arme Chind und mich.
Bis ehne gern noh furt und furt, was du
Bis jetz gsi bist, e treui, liebi Muetter!

(Zur Mutter:)
Leb wohl, mi alti, liebi Muetter! Ach,
Daß ich dis Muetterherz so gar,
So inniglich betrüebe mueß.
Wie gern hätt ich dir dini alte Tag
Recht liecht und glücklih gmacht, du hättst's verdient.
Häst jo vo früeh viel Chumber gha,
Und mängi Nacht mit Thräne duregwacht..
Tröst dih de Herr Gott. — Bet für mich!

2. Reifenwerd wird Fabrikdorf.

Rudolf Fürst hat das ehemalige Kloster Reifenwerd erworben, um darin eine Fabrik einzurichten. Trotz des Widerstandes der wohlhabenden Bauernsame tritt die Gemeinde ihre Rechte an die Abtei ab, da viele hoffen, der kommenden Fabrikbevölkerung Milch und Fleisch, Korn und Holz besser absetzen zu können.

Wie ein Vandale hatte Rudolf Fürst gegen die alte, schöne Abtei gewütet. Von dem ehrwürdigen Äußern des Klosters ist kaum etwas übrig geblieben als die roten, steilen Hohlziegeldächer. Verschwunden sind die zierlichen Dachreiter, abgetragen die Türme des Gotteshauses mit den weiß und blau schimmernden Helmen, mit dem Steinbild der Frau von Reifenwerd. Nackt und verstümmelt ragt die hohe gotische Kirche mit ihren Strebepfeilern, an denen sich surrende Transmissionsräder drehen, über die Dächer der Umgebung. Die Spitzbogenfenster des Gotteshauses sind durch Zwischenmauerungen zu kleinen, unregelmäßigen Vierecken umgestaltet worden und in die übrigen Abteigebäude hat man gleichmäßige, langweilige Reihen von zusammen über hundert Fenstern gebrochen. Wo eines derselben offen steht, stiebt der weißgraue Fabrikstaub ins Freie und die alten Linden, auch der ehemalige Kirchhof von Reifenwerd sind davon wie von einem Schleier grauen Schnees überschüttet.

Nur das Tor mit den Wappen steht unversehrt. Aus der vergitterten Pförtnerei streckt der alte Schleifer Keller, der wegen der eingeschlagenen Brust zu keiner Arbeit mehr nütze ist, die blaue Weinnase und überwacht den Ein- und Ausgang der Arbeiter und Arbeiterinnen.

Mit ihm plaudert der Pfarrer eine Weile und der geschwätzige Invalide erzählt, wie in der Zeit, da Felix Notfest krank lag, der kleine quecksilberne Foulardhändler Fuhre um Fuhre von Kunstgegenständen aus dem Kloster geholt habe: Das Steinbildnis der Frau von Reifenwerd, die Grabsteine der Ritter, die geschnitzte Kanzel, die Stühle, die bildergeschmückten Spruchbänderstreifen aus dem Pfarrhaus und in Watte eingewickelt die Menge der Bilderscheiben, selbst den Ritter, der die dralle Wirtsmagd auf den Knien hält.

Eben läutet die Fabrikglocke zur Mittagpause und aus dem Tor strömen, wie ein Zug dunkler Ameisen, die Arbeiter und Arbeiterinnen, jung und alt, zusammen mehrere Hundert, darunter besonders viel halbwüchsige Jugend. Einige Gruppen

hasten über die Brücke gegen das Dorf, die einen laufen barfuß und ohne Kopfbedeckung in bloßen Hemdärmeln, in Schlappschuhen, Bluse und Mütze, andere wenden sich gegen die Spinnerhäuser, die Rudolf Fürst neben den ehemaligen Gemeindekirchhof hat bauen lassen und sich gleichförmig, lang und niedrig wie Schuppen dahinziehen. Noch andere setzen sich einfach an die Mauer des Friedhofes und verzehren da im Märzsonnenschein aus Schüsseln und Papieren ihr Mittagsbrot.

Erst jetzt, wie sich alle Arbeiter verlaufen haben, kommt Rudolf Fürst erregt und erhitzt in seine Wohnung. „Wenn nur der Teufel die Spinnerei holte! Gut, daß man wenigstens seinen Börsentag hat und daß ich bald für ein paar Wochen in den Militärdienst einrücken kann! Grad vor 12 Uhr habe ich ein Unglück verhüten können. Es ist stets die gleiche Geschichte. Sobald man nicht bei ihnen steht, schwatzen die dummen Mädchen. Man taucht in einer Ecke auf, da stürzen sie an ihre Maschinen, stecken die Hände in das Getriebe hinein oder begehen sonst einen Unsinn. Soeben habe ich einem Mädchen den Zopf abgeschnitten, mit dem es in die Transmission verwickelt worden ist — einen Augenblick später — doch ich will Euch das Mahl nicht verderben — —."

Die Reifenwerder Schulpflege verlangte wegen ungebührlicher Kinderarbeit von der Regierung eine Untersuchung der Fürst'schen Fabrik.

Die Untersuchung in der Spinnerei Reifenwerd war eine Komödie; denn niemand, der unparteiisch hätte Auskunft geben können, wurde dazugezogen. Unter dem alten Tore begrüßte Rudolf Fürst die Kommission und unterdessen hoben im rückliegenden Teil der Abtei die Angestellten die Kinder aus den Fenstern. Keines solle sich diesen Vormittag mehr blicken lassen!

Im Dorfe erhitzten sich die Gemüter, die gesamte Bauernschaft tritt für die Schulpflege ein, manche wohl aus Sorge für die armen, kleinen Spinner und Spinnerinnen, manche aus bloßem Haß gegen die Fabrik, die störend in ihr Bauernleben eingreift. Sie ist in Wirklichkeit doch anders, als die Reifenwerder es sich einbildeten, da sie ihre Rechte an die Abtei dahingaben. Das aus einheimischen und fremden Landesgegenden zusammengewürfelte Volk der Spinner Rudolf Fürst's, meist der Überschuß älterer Betriebe, bleibt nicht in seinen

elenden Wohnungen jenseits der Reif. Am Sonntag, besonders an den Tanzsonntagen, drängen sich die Leute in den „Hirschen“, und ob sie auch den Bauern die Milch schuldig geblieben sind, tragen die Frauen und Mädchen doch schreiende Kleider und entschädigen sich die Männer für die Entbehrungen der Woche mit reichlichem Gutleben. Das ärgert die sparsamen Bauern. Nur einer reibt sich die Hände, der Hirschenwirt, der sich in seiner Schlauheit, so gut es geht, zwischen den Parteien durchschlängelt und sogar in manchen Dingen Parteigänger Rudolf Fürsts ist.

„Sucht einmal eine kleine Magd,“ knurrt Ludi Immergrün, der Bauer mit den Ringellocken, „wegen des bißchen baren Geldes schicken die armen Leute ihre Mädchen lieber in die Spinnerei, stundenweit aus den Dörfern laufen sie der Fabrik zu!“

„Mit den Knechten ist es noch schlimmer,“ versetzt Hans Hegner, „da ärgert mich meiner gestern, den ich den Winter durchgefüttert habe — ein kurzer Wortwechsel — heute morgen meint er trotzig: ‚Meister, es ist mir bei Euch verleidet, ich habe in der Abtei um Arbeit gefragt, in vierzehn Tagen trete ich aus!‘ Gotts Donnerwetter, wer hilft mir über den Sommer?“

So schimpfen und klagen die Bauern. — — — — — —

Wieviel drängendes Leben herrscht in Reifenwerd. Überall fleißige Bauersleute, Rudolf Fürst oder Oberst Fürst, wie er jetzt den militärischen Titel führt, vergrößert seine Werkstätten, welche die ehemalige Abtei bald ganz umschließen, hunderte von fremden und einheimischen Arbeitern bauen die Eisenbahn, die hinter der Fabrik über die Reif setzt. In der gleichen Richtung wie die alte Landstraße, doch einige hundert Schritte von ihr getrennt, durchschneidet sie die Äcker und Felder der Reifenwerder, läuft zum Bürgerwald an der Steige und dringt dann durch das Tälchen eines der Reif zuströmenden Baches und einen längeren Tunnel in die Stadt. Die Bauern grollen der Fabrik, sie grollen der Bahn, mit noch mehr Sorge erfüllt sie ein anderer Vorgang.

Der wachsende Gegensatz zwischen Bauern und Fabrikvolk ist am Tanzsonntag in einem jähen Raufhandel zum Ausbruch gekommen und hat über einige achtbare Familien unendliches Leid gebracht, besonders in diejenige des Hirschenwirts. Gegen Mitternacht haben die übermütigen Bauern-

burschen die Spinner, die mit ihren Mädchen beim Weine saßen, zu necken und zu hänseln begonnen; im Streit hat Jakob, der Sohn des Hirschenwirtes, einen Arbeiter so geschlagen, daß der Verletzte am Tag darauf gestorben ist. Sechs Burschen sind wegen des Handels gefänglich eingezogen.

Aus dem Gefängnis zurückgekehrt, leidet es die Burschen um ihres Ehrenmakels willen nicht mehr im Dorf. „Amerika“ ist ihre Losung. Der eine zieht ledig, der andere mit einer wohlhabenden Bauerntochter, ein paar wandern mit Vater, Mutter und Geschwister über die großen Wasser. Für die Häuser und Felder, die sie verlassen, fehlt es an bäuerlichen Käufern. „Wozu noch mehr Land erwerben?“ fragen einander die Reifenwerder. „Neben der Fabrik, welche die Arbeitskräfte an sich zieht, finden wir die dienstbaren Hände nicht, die sie bebauen“. Da fallen die Häuser und Felder der Auswanderer dem Obersten Fürst zu, der jede Gelegenheit nützt, um seinen Besitztum in Reifenwerd zu vergrößern. Die Wohnungen vermietet er an seine Schreiber, Werkführer, Schlosser und Spinner, auf die Felder stellt er seine Vorratsschuppen; „Kleinamerika“, wie die Bauern spottweise die stets wachsende Ansiedelung nennen, die jenseits der Reif um die Abtei entstanden ist, greift nach Alt-Reifenwerd hinüber.

Das erschreckt die Bauern. „Es geht ein fauler Wind durch unsere Gemeinde“. „Ja gewiß ein fauler Wind“, wendet sich der dickköpfige Säckelmeister an den Pfarrer. „Unsere Töchter geben jetzt ihre Hand den Schreibern und Angestellten des Obersten, diesen halben Herren. Da sind wir Bauern die guten Schwiegerväter, die Milch und Brot umsonst in die junge Haushaltung schenken. Schaut nur, was Ludi Immergrün seiner Kathri alles heimlich zustecken muß, damit ihr windiger Schreiber mit den engen Tuchhöschen anständig durch das Dorf gehen kann.“

Ein wie Taumellolch und Tollkirsche rasch wirkendes Gift wütet unter den Bauern. Die neue Eisenbahn hat es nach Reifenwerd gebracht. Diesen Sommer noch wogen zu beiden Seiten der Bahn die Ähren und dann niemals wieder!

Von der neuen Linie aus haben die Güterhändler und Bauspekulanten den Blick auf Reifenwerd geworfen. „Eine mächtige, stets wachsende Industrieanlage an wichtiger Verkehrsstraße, darumher eine nur mäßig große Ebene, in einer von Höhen umgebenen Mulde. Da liegt Gold im Boden! Über

kurz oder lang bedarf die Fabrik des Landes. Wenn dieses zuerst durch unsere Hände geht, bleibt etwas darin, was nicht von Pappe ist!“

So rechnen die Spekulanten, sie schleichen sich heimlich in die Gemeinde, sie stehlen sich unauffällig in die Wohnungen der Bauern, sie sprechen vom Wetter und vom Landbau und fragen dann: „Wollt Ihr ein gutes Geschäft machen?“ Da gibt es wohl einige Bürger, die dem Versucher kurzerhand die Türe weisen, andere horchen und sagen am Abend: „Alte, es ist ein schöner Preis; wenn ich am Morgen noch der gleichen Meinung bin wie jetzt, so verkaufen wir!“ Die Frau weint, am Morgen aber kommt der Händler wieder und bringt ihr ein feines Seidenband als Angebinde. Während sie sich an dem unerwarteten Geschenk freut, wird der Vertrag geschrieben, die Anzahlung rollt und im Haus ist eitel Freude über das viele bare Geld.

Wie die ersten Heimwesen verkauft sind, wird die Geschichte ruchbar, im Wettbewerb mit den Händlern rafft Oberst Fürst, der sich ihnen nicht ausliefern will, durch seine Hintermänner so viel Land als er nur kann, zusammen. Eine wilde Preistreiberei ist die Folge. Mancher gute Bauer von Reifenwerd, der in seinem Leben nichts anderes dachte, als daß er und seine Kinder auf der ererbten Scholle bleiben werden, kratzt sich hinter den Ohren: Wer jetzt die Gelegenheit unbenützt vorübergehen läßt, ist ein Narr! So teuer war, seit Reifenwerd steht, das Land nie und wird es, bis die Welt untergeht, nicht wieder werden. — Diese Überlegung leuchtet ein, sie verkaufen ihr Land, die einen an die Spekulanten, die andern an Oberst Fürst. Ein böser Anfang ist da und wirkt ansteckend. —

Felix Notfest predigt umsonst von dem Segen, der auf der rauhen Arbeit des Landmannes ruht, umsonst geht der dickköpfige Säckelmeister von Stube zu Stube, von Bauer zu Bauer, umsonst knurrt er ihnen zu: „Wollt ihr denn alle Konkursiten werden. Schämt euch vor den Eltern, die im Grabe ruhen!“

Die Verkaufslustigen verschanzen sich hinter allerlei Ausflüchte: „Wir sind ja in Reifenwerd schon lange keine rechte Bauerngemeinde mehr, daran ist die Fabrik schuld. Wir legen den Erlös für die Heimwesen auf die Bank, brauchen keinen Karst zu ergreifen, um kein Hagelwetter zu sorgen,

und wenn wir am Ende des Jahres in der Stadt den Zins holen, macht es grad so viel wie früher der Ertrag der Felder. Wir aber haben keine Hand zu rühren gehabt."

Die „Landschlacht" wütet, der Goldregen geht auf das glückliche Reifenwerd nieder und genug Dörfer in der weiten Umgebung neiden die Gemeinde wegen ihres Fabrikanten, dessen Strebsamkeit dem Land um seine Fabrik einen so außerordentlichen Wert gegeben hat.

Die Bauern von Reifenwerd sind über den unerwarteten Segen so erregt, daß sie kein Werkzeug mehr zur Hand nehmen, jeder Tag ist ein Sonntag im Dorf. Schon morgen um 9 Uhr sitzen sie im „Hirschen", trinken ein Schöppchen oder zwei und essen einen guten Bissen, besprechen die Landhändel, spielen mit Karten und schlagen dabei mit den Knöcheln auf den Tisch. Und am Abend, wenn ihnen der Wein in den Kopf gestiegen ist, singt die Stube voll ausgelassener Menschen die Lieder der Heimat.

Das alte Reifenwerd sinkt und sinkt neben der wachsenden Fabrik des Obersten. Die Landleute haben sich nach der Heimwesenschlacht einer schmachvollen Faulenzerei ergeben. Einige fahren, von Langeweile geplagt, fast Tag um Tag mit der Eisenbahn in die Stadt, um dort irgend ein kleines unnötiges Geschäft zu erledigen. Den Rest der Zeit bringen sie in der Spelunke des Alt-Hirschenwirtes zu, der in einer halbdunklen Gasse eine Wirtschaft eröffnet hat. Ein verlumpter Mann ist ein ehrloser Mann und der Hirschenwirt nimmt es wohl mit dem Treiben der Gäste nicht genau. Man munkelt, daß in seiner Kneipe die Karten fleißig umgelegt werden und die Einsätze der Spieler nicht klein seien. Nur wenige der durch den Erlös der Heimwesen zu barem Gelde gekommenen Bauern haben die Kraft, es auf die Bank zu legen und in einer stillen Ecke zu warten, bis es den Jahreszins getragen hat, viele werden Spekulanten und Händler. Andere erkennen bei Zeiten, daß sie im Nichtstun verderben würden, und kaufen sich in den benachbarten Dörfern neue Güter. Noch andere ergreift vor Langeweile das Amerikafieber, sie ziehen den jungen Burschen nach, die bereits früher über das große Wasser gewandert sind und von ihren Farmen aus günstige Berichte in die alte Heimat senden. Die Auswanderer sehen es jetzt ein, daß es ihnen auf ihren Heimwesen im schönen Reifenwerd wohl genug

hätte sein können. Was hilft die Reue? Sie schnitzen sich ein Stück vom sonnversengten Balken des Vaterhauses, steigen noch einmal hinauf in den Rebberg und zeigen den Kindern den fernen Silberkranz der Alpen, der ihnen bisher so schön zum Tagewerk geleuchtet hat. Dann nehmen die starken, braunen Bauern, die Männer wie Eichen, herzbrechenden Abschied vom Lande der Väter.

Aus „Felix Notfest“ von J. C. Heer. Cotta'sche Buchhandlung.

3. Aus dem Bericht des Gemeinderates Wiedikon über Fabrikkinder, die Spinnereien außerhalb der Gemeinde besuchen. 1855.

Diese Kinder gehören ganz der ärmsten Volksklasse an. In keiner Beziehung erhalten sie ihrem Wachstum und ihrer Anstrengung angemessene und genügende Nahrung, namentlich nicht in teuren Zeiten. Halbnackt treten sie im Winter schon um fünf Uhr morgens in die eisige Kälte. Winterstürme peitschen sie in die schneeige, pfadlose Bahn; — so durchschauert, durchnäßt betreten sie die dumpfe, unreinliche, von Dampf und Staub qualmende Arbeitsstätte; diese bietet ihnen 14 volle Stunden arbeitsstrengen Anfenthalt, nur mit einer Stunde Rast, mittags von 12—1 Uhr. So jahraus, jahrein. Die Entwicklung ihrer körperlichen Kräfte wird nicht gefördert durch die sorgsame Pflege, vielmehr gehemmt und gepeinigt von übermäßiger Anstrengung; ihrer jugendlichen Natur und Entwicklung wird Gewalt angetan. Erschöpfung folgt auf Erschöpfung; ihr früheres, blühendes Aussehen verwandelt sich bald in einen bleichgelben, matten, abgezehrten Teint. Die frohe Lebendigkeit ihrer ersten Lebensjahre ist verschlungen von einem trägen, schleppenden, schlaffen Sichgehenlassen. Sichtbar ist die Festigkeit der äußeren Lebenskraft schon gebrochen, da ihre Entwicklung erst beginnen sollte, mit ihr aber auch geknickt die innere Lebensfreudigkeit, der sittliche Lebensmut. Treichler'sche Akten.

4. Das arme Kind.

Ich bin nun schon zwölf Jahre alt
Und noch so schwach und klein;

Die Wangen bleich, die Lippen blau,
Wie könnt es anders sein?

Noch zählte ich acht Sommer kaum,
Mußt ich verdienen gehn,
Mußt dort in dem Maschinenhaus —
Stets auf die Spindel sehn.

Stand da gebannet Jahr und Tag
Und Tag und Nächte gleich;
Drum welkten mir die Lippen blau
Und meine Wangen bleich.

Durft nimmer mich der Blumen freu'n,
Nicht trinken Sonnenschein:
Drum schwellen meine Kniee auf
Und bin ich schwach und klein.

O ihr dort, Schäflein auf der Flur,
Hüpft munter hin und her;
Ach! welch ein Glück in freier Luft!
Daß ich ein Lamm doch wär'!

Ihr Vöglein hauset dort im Wald
Und singet durch den Hain,
Schwingt frei euch durch den Himmelsraum,
Dürft ich ein Vogel sein!

Doch bin ich ja ein armes Kind,
Muß ins Maschinenhaus,
Und bis die Abendglocke tönt,
Darf nimmer ich hinaus.

Und dann auch bin ich noch nicht frei
Soll in die Schule gehn,
Mit mattem Aug' und müdem Leib,
Was soll ich da verstehn?

Soll lesen noch von Seligkeit,
Von einem guten Gott:
Es treibt mit dem Maschinenkind
Die Menschenliebe Spott.

Der Vater geht zur Schenke hin,
Die Mutter kocht Kaffee;
Ich aber muß verdienen gehn
Und ist mir doch so weh!

Thomas Scherr.

5. Aus Scherrs Schulinspektionen. 1836/37.

Ich kam auch in den prachtvollen, reichen Flecken Uster. Das Schulhaus war von außen nicht übel zu schauen, aber die innere Einrichtung wie zur Kinderqual besonders ausgedacht. In einem engen, dunkeln Raum, in welchem die Schulbänke zu beiden Seiten an die Bretterwand stießen, saßen wie eingekeilt 6–9jährige Kinder. Die Zimmerdecke so niedrig, daß man sie mit der Hand erreichen konnte, in der Ecke ein eiserner Ofen, dessen Zugrohr kaum mannshoch über das Zimmer ging. Der Lehrer, früher Seminarist, war krank (er starb, sein junges Leben ward in solchem Kerker gebrochen), ein anderer Seminarist leistete Aushülfe. Mit Wehmut weilte mein Auge auf den Kindern, und bald sah ich, daß mehrere schlafend auf die Schulbänke niedergesunken waren. „Sehen Sie“, sagte der Lehrer, „das sind arme Kinder, welche heute nacht von zwölf Uhr bis morgens sechs Uhr in der Fabrik gearbeitet haben. Was soll ich mit den geschwächten Geschöpfen machen?“ „Hättest du Betten und Raum, so solltest du ihnen Stätte und Zeit zum Schlafen geben“, sagte ich. Mein Gemüt war empört. Ich erließ augenblicklich eine Botschaft an alle Lehrer in der Kirchgemeinde Uster. Die Antworten enthielten Verzeichnisse, daß 79 Schulkinder entweder von abends sechs Uhr bis Mitternacht, oder von Mitternacht bis morgens sechs Uhr in den Fabriken arbeiten mußten, und darunter manches Kind, das noch nicht einmal neun Jahre alt war. Ich eilte, dem Erziehungsrate unter Beilegung der Akten einen Bericht über diesen Mißbrauch jugendlicher Kraft zu erstatten, und es erfolgte endlich eine Verordnung (1837), wodurch jenem Mißbrauch gesteuert wurde. Einige Fabrikbesitzer wurden grimmig böse über mich und beschimpften mich in der Zeitung.

Auch die Realabteilung der Schule Uster mußte ich besuchen. Es ist Tatsache, daß in der ganzen Schule nur ein einziges Kind war, das ordentlich einen einfachen Satz schrieb, und dieses Kind war aus einer andern Schule hereingekommen. Selbst die Schüler der obersten Klassen konnten nicht lesen, vom Rechnen war kaum eine Spur vorhanden. Es war ein Ergebnis zum Entsetzen. Die Kinder wurden entlassen, und ich stellte dem Lehrer mit bewegtem Herzen die Sache vor. Er gab zu, daß es schlecht stehe, wies aber viele Schuld

auf den Fabrikbesuch und andere ungünstige Umstände. Ich hatte aber vernommen, der Lehrer habe ein schwaches Gesicht. Da ersuchte ich ihn, mir in einem neuen Schulbuche zu lesen. Er entschuldigte sich, die Brille nicht beihanden zu haben. Er mußte sie holen; aber siehe, auch mit der Brille konnte er nicht lesen. Er gestand, der Druck sei ihm zu scharf. Ich rollte die neue Landkarte auf, und hieß ihn einige Ortschaften aufsuchen. Er bemerkte, diese Ortschaften könne er nicht lesen. Ich schrieb mit Kreide an die Wandtafel, er konnte es nicht lesen. — So war's erwiesen, der Mann hatte leider ein so schwaches Gesicht, daß er weder Schulbücher noch Schulschriften lesen konnte. Er trieb den Unterricht mit dem, was er noch im Kopfe auswendig wußte. In Uster ward ein neues Schulhaus gebaut, der halbblinde Lehrer in den Ruhestand versetzt und zwei tüchtige Lehrer kamen an die Schule. Dafür war aber auch der Pöbel aufgewiegelt von einigen Großen, am heftigsten gegen den Seminardirektor zur Zeit der Verfolgung. Thomas Scherr.

6. Aus Scherrs Lehrerprüfungen.

Frage: Welches sind die Namen der sogenannten drei Eidgenossen?
Antwort: Der Werner und der Stauffacher und der Goliath.
Frage: Mit wem haben die Helvetier am Leman gekämpft?
Antwort: Mit dem Großsultan.
Frage: Aus welcher Landschaft ist der Tell?
Antwort: Aus dem Tockenburg.
Frage: Habt Ihr auch von Zwingli gehört?
Antwort: Der Name ist mir nicht bekannt.

Frage: Wo wurde Christus geboren?
Antwort: In einer Stadt.
Frage: Wie heißt diese Stadt?
Antwort: (Nachbar nachhelfend: Zu Be—): Zu Bern.
Frage: An welchem Wasser liegt Basel?
Antwort: Am schwarzen Meer.
Frage: Wie heißen die drei Eidgenossen?
Antwort: Kaspar, Melcher und Balthasar.
Frage: Wer starb bei Sempach fürs Vaterland?
Antwort: Der Goliath.

Frage: In welche Klassen werden die Tiere eingeteilt?
Antwort: In Säugetiere, Vögel und anderes Vieh.

Leset den Satz, der an der Tafel geschrieben ist!
„Ja, auf der Tafel habe ich noch nie Geschriebenes gelesen.“
Aber Ihr werdet doch die Schrift lesen können? ....
„Nein, gewiß nicht, ihr Herren.“ Thomas Scherr.

7. Eine Schule in der guten, alten Zeit.

Unser Schulmeister hatte eine Schnupfnase und Augen, die tropften, wie ein Schleiferkübel. Beide wässerten fort und fort das Gesicht, das sonst kein Wasser sah; die Bächlein liefen durch die Furchen in alle Ecken hin, oft zusammen, und malten die lustigsten Striemen in das aufgedunsene Gesicht, besonders wenn er zuweilen mit dem Ärmel unter dem Munde Überflüssiges wegwischte und es unwillkürlich auf die Backen strich.

Ich verehrte meinen Schulmeister; was andere an ihm fanden, sah ich nicht; und wenn andere ihn neckten, so tat ich ihm, was ich ihm an den Augen absehen konnte.* Er war häßlich und durch Unreinlichkeit fast ekelhaft; er liebte neben dem Schnupftabak auch den Schnaps, und den trank er manchmal vor, manchmal während der Schule. Sein Lohn war gering, und um sich mehr Geld zu verschaffen, trieb er das Küferhandwerk und hatte im Winter den Zügstuhl in der Schulstube. Er galt für einen b'sunderbar e G'schickte; denn er konnte Bauern das Heu messen und sogar Brieflein und Zeugnisse schreiben für sie. Sein Schulhalten war aber nicht weit her. Des Morgens mußte man zuerst lernen, was man aufsagen wollte, sowohl auswendig, als die Leser ihre paar Zeilen im Fragenbuch und die Buchstabierer ihre Buchstaben. Dann fing das Aufsagen an und wenn dieses nicht bis mittags dauerte, so las man noch ein wenig. Des Nachmittags fing man mit Lesen an, später konnten einige manchmal etwas Schreiben oder Rechnen; die meisten und besonders die Leser und Buchstabierer kamen nicht von ihren Büchern weg. Aber auch dieses Schulhalten war ihm beschwerlich und er tat es selbst so wenig als möglich. Entweder war er duselig in

---

* Er hatte einst den Knaben, der sich auf dem Markte zu Burgdorf verlaufen hatte, dem Vater wieder zugeführt.

seinem Kopf vom Branntwein oder er hatte Kübeli zu binden und Reifen zu schnefeln. Er hatte darum immer einen oder zwei Adjutanten, denen er sein Szepter, die Rute, anvertraute. Gewöhnlich waren es die Reichsten, denen er damit Gelegenheit gab sich einzuüben, künftig die Untergebenen tyrannisieren und quälen zu können nach Noten. Ordnung war keine in der Schule, aber Prügel gab es vollauf von dem Alten und von den Jungen. Die Achtung fehlte, und wer dem Schulmeister am meisten Streiche spielen, ihn am besten ausspotten konnte, der hielt sich für den Größten und wurde auch von den andern dafür gehalten. Man tat ihm alles Wüste, z. B. gefrornen Roßmist in seine weiten Kuttentaschen, leerte ihm seine Schnupfdrucke aus und füllte sie mit Staub aus Weidenbäumen, schlug ihm Nägel in die Äste, die er aushauen wollte. Doch der Jubel ging erst recht an, wenn er des Nachmittags einschlief, was nicht selten geschah.

Sobald man sah, daß der Schlaf über ihn komme, verstummte der gewöhnliche Lärm und mäuschenstill ward's ringsum. Glaubte man ihn ordentlich eingeschlafen, so ließ Einer zur Probe ein Buch fallen oder schlug mit dem Lineal auf den Tisch. Selten erwachte er. Dann wurde Kriegsrat gehalten, was anzufangen sei, und nie war man über etwas Lustiges verlegen. Man band ihn mit Stricken an die Ofenbeine an, strich ihm Tinte ins Gesicht, machte ihm einen Schnauz, verstopfte ihm die Nasenlöcher mit Papier, klebte ihn an den Haaren mit Pech am Ofen an usw. War die Sache ausgeführt, so machte man sich in aller Stille aus dem Staube, bis an eines, das an irgend einem Fenster den Ausgang der Sache ansehen mußte; denn das Lustigste war dann doch, zu wissen, wie es abgelaufen. Wenn die Frau die Kinder fortgehen hörte und der Mann nicht kam, suchte sie ihn endlich und weckte ihn unsanft auf, betitelte in auf allerlei Weise und befreite ihn nicht auf die gelindeste Art. Das alles dann erzählen zu hören, war die größte Burgerlust für die Schüler. Der Schulmeister fragte nie nach den Missetätern, aber am folgenden Morgen handhabte er die Rute mit besonderem Nachdruck und die, denen er den Streich zutraute, erhielten ihre Heiligen mit oder ohne Anlaß. Aber man war derselben so gewohnt, daß man sich aus ihnen nichts machte, obschon er bis zu sechs Dutzend sogenannte Tözeni aufzählte.

Durch mein vieles Lesen zu Hause war ich meinen Alters-

genossen zuvorgekommen, konnte immer ohne Fehler aufsagen und an den Streichen, welche die Älteren verübten, war ich zu jung, um teilzunehmen. Seit er mich erlöst hatte aus meinem Jammer, war die Schule mein liebster Aufenthalt und der Schulmeister mir der liebste Mensch unter der Sonne. Ich tat alles Mögliche, um ihm zu gefallen, und dadurch gewann ich seine Zuneigung. Freilich waren die Mittel, die ich ergriff, um mich ihm wohlgefällig zu machen, nicht die säubersten. Ich sah, daß andere Kinder ihm zuweilen Geschenke brachten, Milch, Brot, Speck, Metzgeten usw. Daß die es einige Tage besonders gut bei ihm hatten, kam bei mir nicht sowohl in Betracht, als daß ich sah, wie sehr es ihn freute und wie seine Frau nicht aufhören konnte zu danken und dem Müetti und dem Ätti alles Gute zu wünschen. Ich forderte daher einmal, als wir backten, ganz unbefangen ein Brot, um es dem Schulmeister zu bringen. Wohl, da kam ich schön an!

Der Vater meinte: „Ihr esset no nit gnue Brot, daß m'r no Angere gä seu? Ih mah verdiene wi-n-i will, es b'schüßt nüt. We d'no einisch öppis seist, so schlah-n-i d'r d'r Gring ab.“ Die Mutter aber belferte: „Ja dem wett ih o öppis bringe! Suuf er weniger Brönz! U si Frau isch so schnäderfräßig, sie schätzti üses Brot nüt; es wär ihr z'weni wißes, si gäb's umme de Geiß.“ So war ich abgefertigt, aber nicht zufrieden. Ich stahl Eier, und da es diese selten gab im Winter, so stahl ich sie im Sommer im Vorrat und verbarg sie im Heu, stahl Äpfel, dürres Zeug, und wollte einmal sogar der Kuh eine Halbe Milch ausziehen. Die aber verstund keinen Spaß, sondern schlug den ungewohnten Melker gar tüchtig in den Mist, daß er Mund und Nase voll bekam.

Fleißiger Schulbesuch gehörte nicht zu den Tugenden unseres Hauses. Erstens hatten die Eltern kein Schulgewissen; es fiel ihnen wochenlang nicht ein, daß es Schule sei und die Kinder geschickt werden sollten. Sie hatten ferner keine Vorstellung von dem Nutzen einer Schule für gewöhnliche Leute, die nicht etwas Apartiges werden sollten. Und da die ältern von uns lesen konnten, so hielten sie dafür, die Schule trage für diese also wenig mehr ab. Endlich hatten sie auch den gewöhnlichen republikanischen Trotz: es heig ihnen niemer nüt z'bifehlen; me chön'ne i d'Schue blase; sie heige d'Wehli, d'King i d'Schuel z'schicke oder nit. Si gebit ne z'esse u a d'Schue zahl'ne o niemer nüt.

Die Eltern hätten daher auch mich nicht fleißig gesandt, wenn ich nicht gerne gegangen wäre; sie hätten mich viele Tage um das Haus können schlingeln sehen im Nichtstun, ohne mich in die Schule zu schicken. Alle Morgen und Mittag war ich bereit zum Gehen. Da glaubten die Eltern Einhalt tun zu müssen, teils weil sie glaubten, ich könne das Spulen versäumen, teils sagten sie: Was würden die Leute dazu sagen, wenn sie einen so großen Buben alle Tage zur Schule sendeten? Sie könnten ja denken, sie wüßten ihn zu nichts zu brauchen oder hätten ihm nichts zu arbeiten. Ich mußte zwischen durch spulen über Hals und Kopf, früh und spät; man bürdete mir immer noch mehr zu machen auf, Futter rüsten, Holzen usw. Aber ich gab nicht lugg, machte so viel ich immer mochte, und wenn das nicht genug war, so brauchte ich am Ende das Maul, drohte mit fortlaufen, sagte, der Götti wolle mich usw. Da setzte es wohl Ohrfeigen ab, aber es half doch etwas; denn entbehrt hätte man mich ungerne.

So kam ich gewaltig vorwärts. Die Fragen waren im Hui auswendig gelernt, Psalmen eine Menge ebenfalls. Davon verstand ich freilich nichts, aber aufsagen konnte ich, daß man mit keinem Hämmerlein dazwischen schlagen konnte. So weit hatte ich es in der Kunst aufzusagen gebracht, daß ich bei vielen Fragen nie Atem schöpfte und selten mehr als einmal. Freilich mußte ich dann gar tief aufatmen, wenn ich fertig war. Aber das gefiel den Leuten gar wohl, und wer am wenigsten zu atmen brauchte, den hielten sie für den Geschicktesten. Am Ende des Winters gehörte ich zu den Geschickteren, und der Schulmeister, dem ich gar lieb war, hätte mich gerne auf eine vordere Bank getan. Er durfte es aber nicht, weil gerade ob mir des Weibels Bueb saß. Hätte er mich über den springen lassen, so würde es einen Lärm abgesetzt haben furchtbarlich, daß des Webers Bueb über s'Weibels Bueb hinaufgesetzt worden sei im Examenrodel und einen halben Batzen mehr Examengeld bekommen solle. Aber meine Fortschritte waren erst bei Anfang der Schulen im folgenden Winter recht auffallend. Vor allem ging es an ein Repetieren und bis repetiert war, war von Schreiben und Rechnen keine Rede. Dieses Repetieren dauerte wenigstens bis zum Neujahr; bei vielen, die erst nach dem Dreschen kamen, bis nach Fastnacht. Und andere brachten es nicht mehr so weit, als sie im vergangenen Winter gewesen waren.

Den ganzen Sommer hatten nämlich die meisten Kinder gar kein Buch angesehen; mit den Strümpfen im Frühjahr hatten sie es weggelegt, und erst mit den Strümpfen oder oft noch nach denselben nahmen sie es wieder vor. So war bei Vielen alles rein vergessen. Buchstabierer mußten Buchstaben wieder kennen lernen. Wer die Fragen im letzten Winter zum erstenmal auswendig gelernt, hatte alles vergessen. Das Lesen ging durchaus schlecht, und viele, die es gekonnt, mußten wieder zu buchstabieren anfangen. Daher wurden in der Schule so geringe oder gar keine Fortschritte gemacht. Weil ich nun den ganzen Sommer hindurch gelernt hatte, beim Spulen und für mich immer aufsagte, wo ich ging und stund, so war ich im Herbst allen vor, mit dem Repetieren im Nu zu Ende und konnte bald mehr auswendig als alle andern.

Das gefiel dem Schulmeister gar wohl. „Peterli," sagte er, „es isch schad, daß du ume s' Webers Bueb bisch, u daß d'r alles, du magsch lehre was d' witt, nüt nützt und d'r nit viel abtreit." Vor allem wünschte ich, die Andern b'hören zu können oder mit andern Worten, sein Stellvertreter zu werden. „Peterli," sagte er, „es isch mer leid; du chasch wohl b'höre, aber eis chasch no nit: du chasch no nit z'hingerfür lese, u bis das chasch, cha di nit bruche d'rzu; d' ranger Winter cha's de scho gä." Wer nämlich sein Stellvertreter sein wollte, der mußte mehr auswendig können als die andern, so daß er zum Abhören derselben kein Buch brauchte. So tat es der Schulmeister, so, meinte man, müsse es auch dessen Stellvertreter können. Zweitens mußte er die Buchstaben verkehrt kennen und so lesen können. Der Schulmeister stand vor den Büchern der Lesenden, sah in der Kinder verkehrte Bücher und mußte sie so verstehen. Drittens mußte er, wie schon gesagt, vornehm sein, und es gehörte zu den denkwürdigen Seltenheiten, wenn einer der Untergebenen die Rute, d. h. das Szepter erhielt. Und dieses letztere war wahrscheinlich eigentlich der Grund, warum der gute Mann mir das Amt nicht anvertrauen konnte. Im andern Winter ging dann des Statthalters Bueb in die Unterweisung, und kein vornehmes Söhnlein war vorhanden, das alt genug dazu war.

Das Andere, worum ich ihn bat, war, daß ich auch schreiben und rechnen lernen dürfte. „Peterli," sagte er,

„das treit d'r glatt nüt ab, du wirsch nie Gülti z'rechne ha, u-n-e Gmeinsvater wirsch o nie. Die müeße öppis g'schribnigs könne, aber je minger, je besser; u we's die Manne g'sächte, daß i di das lehrti, so würde si mi balge u säge, das bruchti si nüt. Wer Tüfel wett Vorgesetzte si, wenn e jedere Hudel öppis lehrti und schribe und rechne chönti; u we eine nüt heig und z'viel chönni, su gäb da's d'r Wüstischt und so Eine heig geng z'räsonire. Drum Peterli gib lugg, es treit d'r nüt ab.“ — Aber Peterli het nit lugg gäh.

Auf das hin studierte ich mit Eifer in umgekehrten Büchern, bis ich es zu ordentlicher Fertigkeit im Lesen brachte. Im nächsten Winter übergab mir der Alte, mit einigem Widerstreben freilich, die Rute: es machte aber auch nicht geringes Aufsehen, daß s' Webers Bub in der Schule zu befehlen habe. Es chöm afe lustig, hieß es im Dorfe, wenn me sellige Lüte d' Gringe gai go groß mache u so am-e-ne Schuldebürlis Bueb meh ästimieri als d' Buresöhn; so sigs afe nimme d'rbi z'si. Eine Mutter, deren Mädchen ich getroffen mit der Rute, kam geradezu in die Schule, sagte dem Schulmeister wüst und wollte an mir Gegenrecht üben. Glücklicherweise war es nur eine Taunersfrau, die halt nicht wollte ihre Kinder von ihresgleichen züchtigen lassen. Von den Vornehmen hätte sie es geschehen lassen. Weil also die Frau auch nicht viel zu bedeuten hatte, so wurde sie bündig zur Türe ausgewiesen. Der Schulmeister war aber doch in Verlegenheit und würde mich wohl abgesetzt haben, wenn er sich bei meinem Regiment nicht wohl befunden hätte. Früher hatten alle Kinder gegen ihn Partei gemacht, ja die Lehrmeister waren als die Ältesten oder Vornehmsten gewöhnlich die Rädelsführer gegen ihn gewesen. Jetzt stund ich auf seiner Seite und konnte kraft meines Amtes Vieles abwenden. Darum konnte er sich nicht entschließen, mich zu entlassen; aber er schärfte mir die größte Vorsicht ein und bezeichnete mir die, welche ich schlagen dürfe, ohne daß es etwas mache. Wenn ich so mit der Rute in der Hand die Schule auf- und abspazierte; wenn ich mit angestrengter Stimme rufen konnte: „Lehrit!“ oder einem das Buch in der Hand zurückstoßen und sagen konnte: „Du chasch aber nüt, lehr's besser“ — o da glaubte ich nicht, daß irgend auf der Erde jemand mehr zu bedeuten hätte, als ich.

Schreiben und Rechnen wollte ich jetzt auch lernen, aber

mein Schulmeister wollte lange nicht daran. Er dürfe es uf si Seel nicht verantworten bei den Vorgesetzten, sagte er. So lang das Schulhaus stehe, sei es nicht erhört gewesen, daß e Sellige, wie ich schreiben oder gar rechnen gelernt. Die Bauern würden sagen, wenn er selligi Kinder alles lernen wolle, wo ihre Kinder, so sollen die ihm auch die Würste und Küchli bringen, wo ihre Kinder ihm sonst gebracht hätten. Wenn sie nicht mehr lernten als die andern, so wüßten sie gar nicht, warum sie ihm noch apparti bringen sollten; sie müßten ohnehin den Schullohn fast allein zahlen. Einen so großen Schaden vermöge er bei seinem kleinen Lohn nicht zu ertragen und seine Frau würde auch ein Wörtlein dazu sagen wollen. — Aber ich ließ nicht nach, und unter andern Gründen brachte ich ihm vor, daß ich den andern auch das müsse zeigen können, wenn er schlafe oder küfere. Er meinte, je weniger sie schrieben und rechneten, um so lieber sei es ihm. Er wolle mir etwas davon zeigen, aber ich müsse ihm versprechen, keinen Examenzettel machen zu wollen, es mache dann minder. Vorgesetzte kämen keine in die Schule. Und wenn der Pfarrer komme, so könne ich die Schrift geschwind unter die Bank tun. Es versteht sich, daß ich diese Bedingungen einging.

Voll Jubel kam ich heim, kündete an, daß ich künftig rechnen und schreiben könne in der Schule, daß ich dafür Federn, Tinte, Papier, Tafel und Griffel nötig hätte, die Summa Summarum 4 Batzen kosteten. Ein Zorngeschrei ergoß sich aus des Vaters, der Mutter, der Schwestern Mäuler, es ergoß sich über den Schulmeister: Was der für ein Kolder sei, was für einen Narrengring er habe, daß er mich etwas lernen wolle, das ich mein Lebtag nicht brauchen werde; daß er dem Vater zumute, soviel Geld auszugeben. Man finde das Geld nicht auf der Gasse, und wenn man das Geld hätte, so hätte man es für ganz andere Sachen zu gebrauchen als für selligs Narrenwerk. Lehre er das Alles doch die, wo es begehrten, die Bauernsöhne. Wenn die dem Teufel zu wollten, so hätten sie nichts dagegen. Rechnen und Schreiben mache nur schlechte Leute und mache, daß kein Glauben mehr sei in der Welt. Aber auch ich erhielt meinen Teil. Sie schlaie mir bald die verfluchte Bücher ume Gring, bis kein ganzer Fetzen mehr daran sei. Aber man wolle mit dem Pfarrer reden. Er sei zwar auch nicht einer von den

Rechten, aber selligs Donnerwerk werde er doch nicht zugeben hönnen; wie könnte er es vor der Obrigkeit verantworten? Und wenn ich noch einist die Gosche auftue für sellig Sachen, so schlage man mir den Holzschlegel hinein. — So lautete der langen Predigt erbaulich kurzer Schluß.

Aus „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“
von Jeremias Gotthelf.

Alle Rechte vorbehalten.